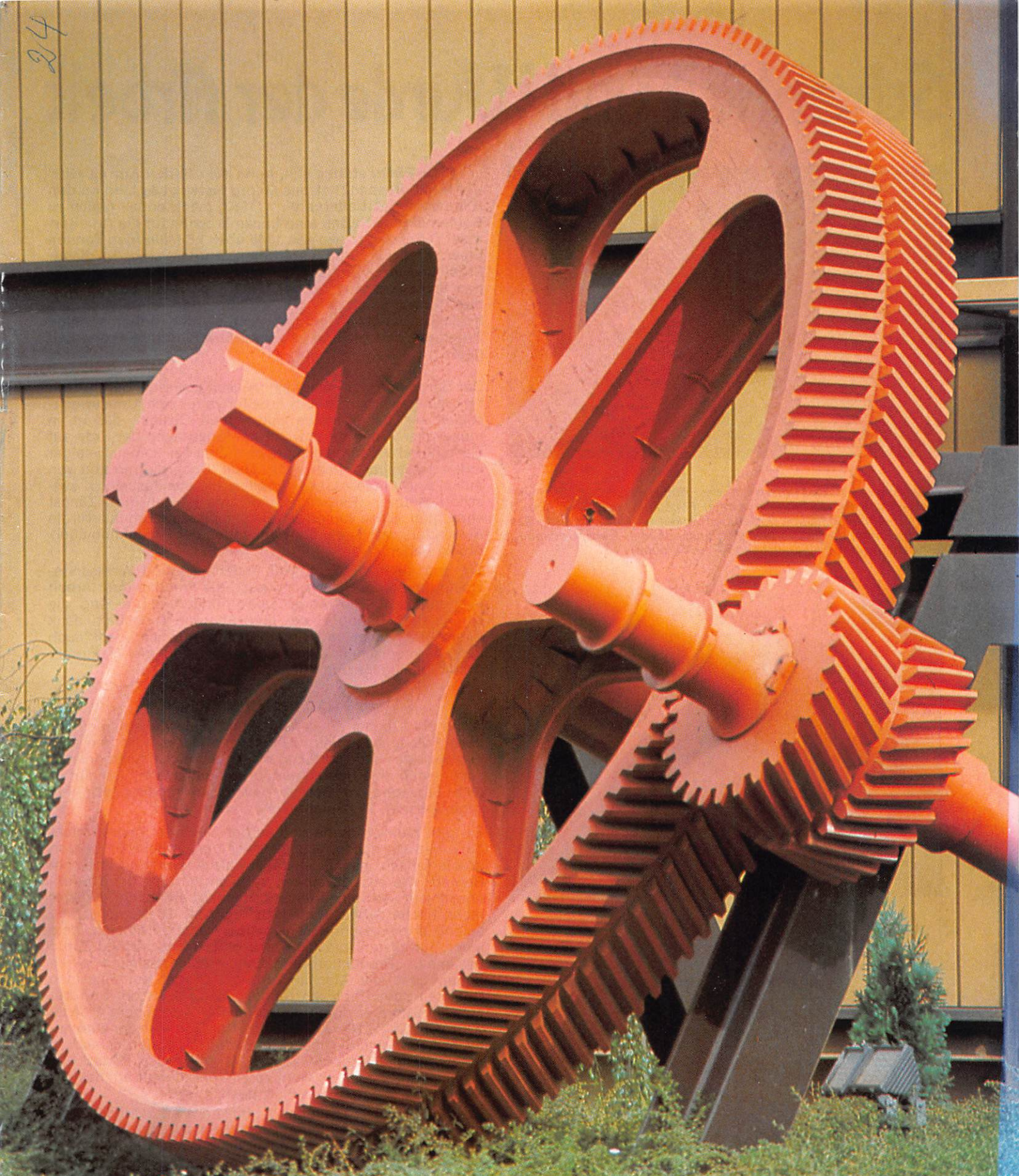


24



Differdingen 1

10 1983

Heimat + Mission

Schönheit und Würde der Arbeit



Differdingen. 1: Gesamtansicht des Hüttenwerkes. 2: Stahlwerk (links), Ecole Professionnelle (rechts), Fousbann (im Hintergrund). 3: Altes Direktionsgebäude des Hüttenwerkes (im Vordergrund), Gasleitung (hinter dem früheren Direktionsgebäude), Transportband für Eisenerz (Mitte), Transportband für Koks (oben).



Titelbild: Ausgedientes Staffelgetriebebezahlrad von der Feinstraße des Differdinger Walzwerkes – Sinnbild der Stärke.

„Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!“ Mit diesem Zitat aus Georg Herweghs „Lied an den Allgemeinen Arbeiterverein“ (1863) möchten wir gleich zu Beginn dieses Heftes eine Lanze brechen für die Arbeiterstadt Differdingen, wo seit 1865 über 1,5 Milliarden Tonnen Eisen gefördert und verarbeitet worden sind. In dieser Stadt und ihrer Umgebung wohnen Menschen ganz eigenen Schicksales. Dort wo der Weihrauch rastloser Arbeit in die Höhen gestiegen ist, wo aus der roten Erde die irdischen Schätze eifrig geborgen wurden, haben sehnige Bergleute seit eh und je schweißtriefend ihre Fronarbeit getan.

Der Bergmann war immer ein Mensch gewesen, der frühzeitig ernst geworden ist. Ein Arbeitertyp für sich. Unauswechselbar wie das rotgelbe oder graue Gestein, das er in mühevoller Arbeit durchwühlt hat. Sozusagen der Erde auf Gedeih und Verderb verschrieben. Zum Teil kamen viele der Industriearbeiter immer vom Lande. Doch die meisten von ihnen sind eingeseessene Arbeiter, die standesbewußt zwischen Motoren, Rädern, Kranen und Walzen ihren Dienst verrichten. Hinzu kamen seit Beginn dieses Jahrhunderts die Ausländer, welche die Schwankungen der Produktion überbrückt haben.

Sie und auch die Techniker, Ingenieure und Werksangestellte haben die Härten und auch die Freuden ihrer Arbeit kennengelernt. Sie waren über hundert Jahre lang die eigentlichen Schöpfer der Luxemburger Wirtschaft, dank ihrem Arbeitseifer und ihrem Pflichtbewußtsein, dank auch dem harmonischen Zusammenwirken von drei Faktoren: Arbeit, Intelligenz und Kapital.

DAS RAD IN DER MASCHINE

Wenn ein Arbeiter an seinem Arbeitsplatz versagt, muß das böse Folgen haben für den ganzen Betrieb. So wie eine komplizierte und perfekte Maschine nicht funktionieren kann, wenn eine Schraube oder ein Rad ausfällt, so gibt es eine Stockung im Betrieb, wenn ein Arbeiter den ihm zugewiesenen Platz nicht mehr einnimmt.

Es geht nämlich heute und es geht auch in Zukunft nicht ohne den Menschen. Was die zweite industrielle Revolution problematisch macht, ist die soziale Auswirkung in einem Betrieb. Wie etwa in einem Walzwerk, in dem der Produktionsablauf so eingerichtet ist, daß erheblich weniger menschliche Arbeitskraft dazu nötig ist. Dieser gewaltige technisierte Fortschritt ist nicht über Nacht gekommen. Viele jener Automaten, die fast ganz ohne menschliches Zutun bestimmte Produktionsaufgaben erfüllen, stellen einen hohen Grad der Mechanisierung dar, der auf einzelnen Gebieten schon vor Jahrzehnten erreicht wurde. Und der Mensch? Wird er durch diese Roboter von seinem Arbeitsplatz verdrängt? Nicht unbedingt. Nur wird er in der automatischen Produktion selbst nicht benötigt, sondern in andern Abteilungen. Für das, was wir als Glück des Fortschritts bezeichnen, kommt es wohl zu allererst darauf an, daß der Mensch an den richtigen Platz gestellt wird.

Der richtige Platz im Leben ist meistens ausschlaggebend, ob man mit Genugtuung auf sein Werk zurückblicken kann oder nicht. Es ist sehr oft dabei nebensächlich, ob man zu großen Erfolgen gelangt oder ob man am weniger beachteten Platz schafft. Wertmesser ist schließlich die eigene Rechtschaffenheit und das Bewußtsein, seine Pflicht zu tun.

Vor Jahren galt einmal die Devise: „Jedermann an den richtigen Platz!“ Die perfekte Verwirklichung wird wohl noch

Alle Farbaufnahmen sind von Prof. Norbert Thill (Entwicklung Discolux); alle SW-Aufnahmen nach Diapositiven von Prof. Norbert Thill in Zusammenarbeit mit Pater Jos. Adam.

Differdingen. 1: Haupteingang zum Hüttenwerk mit Hochofen 1.
2: Walzen eines Trägers auf der Grey-Fertigstraße.

lange auf sich warten lassen. Aber es bleibt zu hoffen, daß einmal eine Zeit kommt, die solchen Wünschen entspricht. Vorerst wäre mancher schon glücklich, wenn er an einem wirtschaftlich abgesicherten Platz arbeiten dürfte. In solchem Sinne ist heute jede Arbeitsstelle schon ein richtiger Platz.

WÜRDE DER ARBEIT

Gott gab am Anfang der Menschheitsgeschichte den Auftrag: Macht euch die Erde untertan. Diesen Auftrag können die Menschen nur dann erfüllen, wenn sie arbeiten. Mit diesem Auftrag wollte Gott die Menschen auffordern, daß sie durch die Arbeit in die Gesetze der Natur eindringen und sich diese Gesetze dienstbar machen sollten. Schon als sich die Menschen die primitivsten Werkzeuge anfertigten, bedienten sie sich der Gesetze der Natur. Die Gesetze der Schwerkraft und der Fliehkraft, die Naturkräfte des Wassers und des Windes, des Wasserdampfes und des Gases, der Elektrizität und des Atoms konnte der Mensch sich nur durch seine Arbeit untertan machen.

Wir können als Christen noch hinzufügen, daß wir durch unsere Arbeit Gott verherrlichen. Gott hat den Menschen die Erde und alle Güter dieser Erde anvertraut. Wir erkennen, wie großartig und wunderbar die Erde und ihre Güter sind. Nicht nur „die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“, sondern auch die Erde und was sie erfüllt. Dem Menschen ist es gegeben, durch seine Arbeit die Größe und Schönheit der irdischen Schöpfung noch eindringlicher darzustellen, indem er die Güter der Erde veredelt und ihnen Form gibt. Das Erz, das der Bergmann gräbt, ist schön. Es glitzert und funkelt im Schein der Lampe. Durch die Verhüttung werden die Schlacken abgesondert. Im Stahlwerk wird das Metall noch mehr geläutert, bis zum Schluß der blitzblanke Stahl als Endprodukt vorliegt.

Auch die Formgebung dient der Verherrlichung Gottes. Durch die Arbeit, Geschicklichkeit und Intelligenz des Menschen erhält der tote Stoff eine schöne Form. So wird sichtbar, wie schön die Erde und ihre Güter sind.

Wie winzig klein erscheint oft der Mensch gegenüber den Ausmaßen seiner eigenen Werke. Große Bagger bewältigen heute in einigen Stunden, woran menschliche Muskelkraft sich früher wochenlang schindete. Spezialfräsen feilen und schleifen heute Werkzeugstähle auf Hundertstelmillimeter genau, wo menschliches Feingespür zu grob ist.

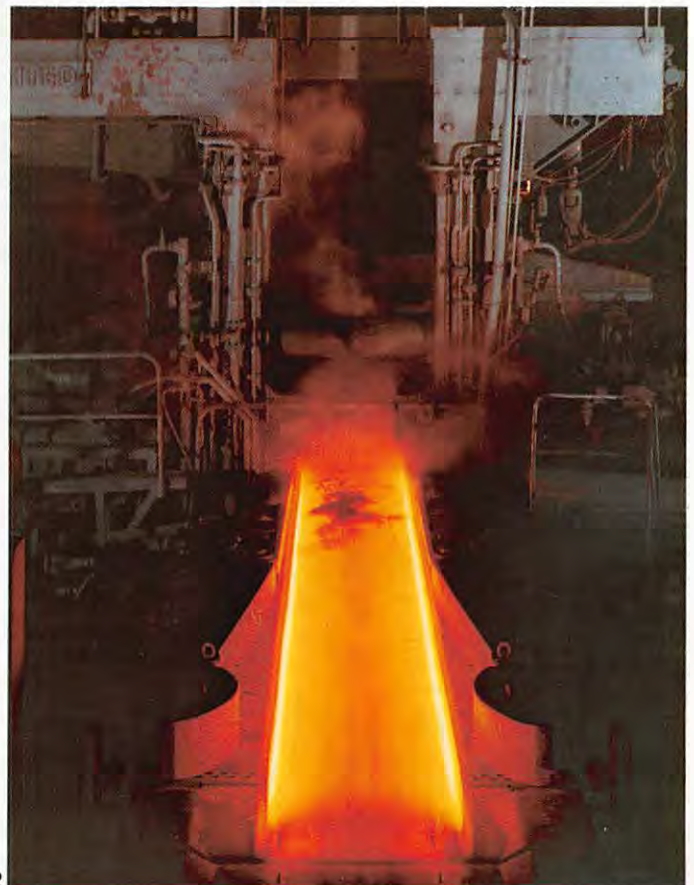
Was ist deshalb der Mensch, gemessen an seinen Werken? Scheinbar nichts. Und dennoch alles. Mag sein Gesicht hinter den Ausmaßen seiner Werke verschwinden, aus diesem Gesicht leuchtet der Geist, der die Werke schuf und ihnen Leben gab. Mag seine Hand zittern und sein Gespür für kleinste Feinheiten zu grob sein, seine Hand war es, die zuerst die Roboter und Maschinen zeichnete, die sie das Gehen und Arbeiten lehrte und sie jetzt noch durch Steuer- rad, Hebel und Drucktaste am Zügel führt.

Der „Hymnus“ vom Adel der Arbeit und von der Würde des Arbeiters ist uns bekannt von Fortschrittsanbetern der verschiedensten Richtungen. Sie haben ihn wie eine Droge den Massen eingeflößt, um sie zu gewaltigen Leistungen aufzustacheln und das irdische Paradies herbeizuzwingen. Nach ihnen ist der Mensch nur noch etwas wert, sofern er im Produktionsprozeß des Fortschritts als Arbeitskraft etwas leistet.

Trotz dieses Zerrbildes aber steht für uns der arbeitende Mensch unter dem Schöpfungsauftrag Gottes: Macht euch die Erde untertan. Dabei ist der Mensch Schöpfer, Mitarbeiter Gottes. Gott selbst hat uns Menschen zu Mitschöpfern an seinem Schöpfungswerk berufen. Die Heilige Schrift spricht es aus in den Worten: „Nach seinem Ebenbild und Gleichnis schuf er sie.“ Gott hat uns zur Arbeit an seinem Werk bestellt. Er ließ seine Schöpfung unvollendet, damit wir Menschen sie ausgestalten und den Urstoff in einen blühenden Garten verwandeln.

So hat letztlich die Arbeit ihre Würde und unvergleichbare Größe, weil sie aus der Tiefe unseres Wesens, aus der Gottesebenbildlichkeit entspringt.

P. Hilden 2



DAS DIFFERDINGER HÜTTENWERK in Geschichte und Gegenwart

Am 19. Mai 1896 wurden die Statuten der am 12. März 1896 durch Akt des Notars Noppeneu und mit einem Kapital von 4 Mio. Franken gegründeten „Société anonyme des Hauts-Fourneaux de Differdange“ genehmigt. Der erste Verwaltungsrat hatte folgende Mitglieder: Alexandre de Gerlache, Präsident, Alexis Brasseur, Maurice Letellier, Furcy Raynaud-Boch, Paul Würth, administrateur-délégué. Kurz darauf trat noch Oscar Bennert als Vertreter einer Gruppe Antwerpener Aktionäre hinzu. Im Conseil de Surveillance (Überwachungsausschuß) waren Alphonse München und Paul Simon, denen am 30. September 1896 Bankdirektor Adolphe Türk beigelegt wurde. Zum Unterhändler zwecks Ankauf der zur Errichtung der Hütte benötigten Terrains wurde Karl Bettendorf bestellt. Alexandre de Gerlache brachte als Vertreter der Grubengesellschaft „Société de Belvaux-Obercorn“ (bestehend aus Alexandre de Gerlache, Pierre Brasseur, Alexis Brasseur, Léon Würth und Laboulle) mehrere Erzfelder als Einlage in die Gesellschaft mit.

Nach Esch, Rodingen, Rümelingen und Düdelingen erhielt Differdingen somit das letzte der mit Hochöfen versehenen Hüttenwerke, die seit der Entdeckung und Verwertung der Minetteerze im Süden unseres Landes, im „Erzbassin“, errichtet wurden. Zwar ist seit dem Mittelalter die Erzverarbeitung in unseren Gegenden nachweisbar, und Überreste alter Schmelzöfen wurden bis in unsere Tage herübergerettet. Eine der interessantesten und best erhaltenen Anlagen gehörte der Abtei Saint-Hubert und befand sich in dem 8 km von der Abtei entfernten Saint-Michel; als „Fourneau Saint-Michel“ zieht sie heute noch Tausende von Besuchern an.

Als Luxemburg 1842 in den Deutschen Zollverein eintrat, gab es bei uns zehn Hochöfen, die mit Wiesenerz und Holzkohlen betrieben wurden: Berburg (1), Lasavauge (2), Bissen (2), Colmar (1), Fischbach (2), Grundhof (1) und Ansemburg (1). In den folgenden Jahren, von 1842-1857, kamen acht

weitere hinzu: Eich (3), Lasavauge (1), Steinfort (1), Colmar (1), Hollerich (2). Insgesamt arbeiteten 1857 also 18 Hochöfen in unserm Land; bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 wurden es 46!

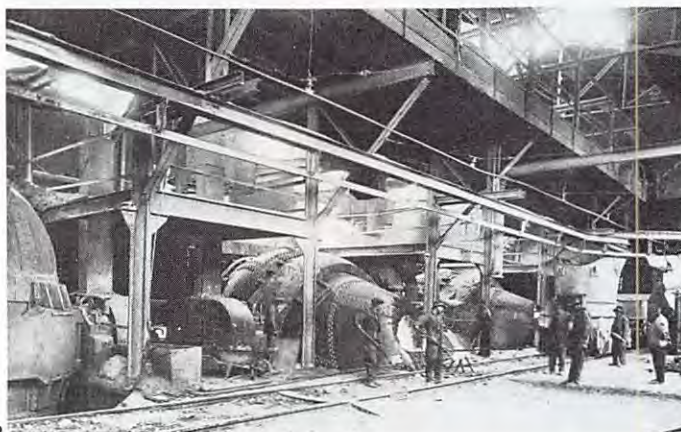
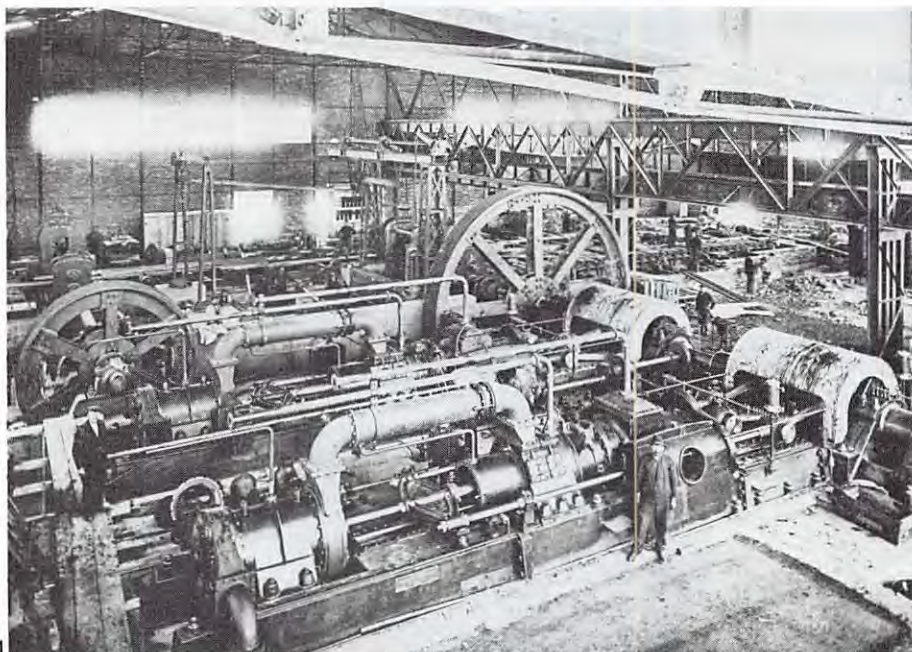
In Differdingen wurden vorerst zwei Hochöfen errichtet. Ingenieur Paul Gredt, bis dahin bei der „Société des Hauts-Fourneaux Luxembourgeois“ in Esch (Brasseursschmelz) tätig, wurde zum Direktor des Werkes ernannt. Durch seine Untersuchungen über das Gichtgas, das in den Hochöfen in riesigen Mengen produziert, aber nur zu Bruchteilen genutzt wurde, hatte er sich einen Namen gemacht.

Zu Beginn wurde in den Eisenhütten der Gebläsewind, der zur Erzielung der hohen Schmelztemperaturen in den Hochöfen benötigt wurde, durch Hand- oder Treibbälge erzeugt. Fand sich ein fließendes Gewässer in der Nähe, wurden die Blasebälge auch mit Wasserkraft betrieben. Nach der Erfindung der Watt'schen Dampfmaschine kam das Dampfmaschinengebläse zur Anwendung. Bei uns wurde die erste derartige Gebläseanlage 1847 im Eicher Werk errichtet. Sie war in den Werkstätten von Fr. Michel in Siebenbrunn gebaut worden. (Michel war Schwager der Gebrüder Boch, Gründer der gleichnamigen Fayencerie.) Allerdings verteuerte der hohe und kostspielige Kohlenverbrauch dieser Dampfmaschinen die Herstellung des Eisens.

Um diese Zeit hatte der 1822 in dem damals auf luxemburgischem Gebiet (bei Virton) gelegenen Mussy-la-ville geborenen Jean-Joseph Etienne Lenoir den Explosionsmotor erfunden, der mit dem heizwertreichen Leuchtgas betrieben wurde. Nun handelte es sich darum, diesen Motor so umzubauen, daß er mit dem heizwertarmen Gas, eben dem von den Hochöfen so reichhaltig produzierten Gichtgas, gespeist werden konnte. Der erste kleine, 150pferdige Gichtgasmotor wurde von Thwaite in Schottland aufgestellt.

Als eine Vertretung des Differdinger Werkes (Paul Würth, Paul Gredt und Alphonse München) im Mai 1896 bei der Firma Cockerill in Seraing über die Lieferung von Dampfmaschinengebläsen für Differdingen verhandelte, lernten sie den 8 PS starken Gichtgasmotor kennen, der dort seit Ende 1895 in Betrieb war. Allerdings wollte die Firma Cockerill den Wunsch der Differdinger, einen 60 PS starken Gichtgasmotor für Differdingen zu bauen, nicht erfüllen und verwies an die Berlin-Anhalt'sche Maschinenfabrik. Ende 1897 wurde der von dieser Fabrik gebaute Gichtgasmotor in Betrieb genommen. Nachdem in den Jahren 1897 und 1898 Verbesserungen am Motor durchgeführt worden waren, wurde er im Oktober 1898 von Professor Aimé Wirtz aus Lille geprüft: der Motor liefere 65 PS und verbrauche für ein PS 2 825 Liter Gas. Der Bericht vom 21. Oktober 1898 schließt mit der Bemerkung: „Es besteht kein Zweifel, daß die Verwendung von Hochofengas in dem Gasmotor der Eisenindustrie ganz gewaltige Energiemengen zur Verfügung stellt, welche man unrecht hätte zu vernachlässigen.“

Historische Aufnahmen vom Stahlwerk in Differdingen. 1: Die Maschinenhalle entsteht, die ersten Gichtgasmotoren werden errichtet. 2: Blick in das Stahlwerk der ersten Jahre. 3: In den ersten Jahrzehnten war die menschliche Kraft die wichtigste Voraussetzung. Heute geschieht alles vollautomatisch.



Unterdessen hatte die Firma Cockerill einen 150 PS starken Motor gebaut, der ohne spezielle Gasreinigung, also direkt mit Gichtgas aus dem Hochofen arbeitete. Am 16. Mai 1899 gab Differdingen 3 Gichtgasmotoren von 600 PS in Auftrag; wenig später wurde ihre Zahl auf 9 erhöht. Sechs dieser Motoren dienten als Gebläsemaschinen und drei zum Antrieb von Dynamos, zur Erzeugung von Elektrizität. Der erste dieser Motoren lief 1900 auf der Pariser Weltausstellung mit Leuchtgas. Waren die Motoren auf der Versuchsbank bei Cockerill ohne Beanstandungen gelaufen, so zeigten sie nach ihrer Montage in Differdingen andauernd Betriebsstörungen. Diese Ausfälle hatten umso schwerwiegendere Folgen, als nicht genügend Dampfmaschinengebläse zur Verfügung standen. Schließlich fand man die Ursache der Störungen: das Gichtgas der Cockerill-Hochöfen, mit denen die Motoren auf der Versuchsbank betrieben wurden, enthielt weit weniger Staub als das Gichtgas der Differdinger Hochöfen. Dieser Staub setzte sich zwischen Zylinderwand und Kolben fest und nützte dieselben in kürzester Zeit ab. Das Gichtgas der Hochöfen mußte also gereinigt werden!

Nachdem das Düdelinger Hüttenwerk um die Mitte des Jahres 1898 (also etwas später als in Differdingen) zufriedenstellende Versuche mit einem 16 PS Otto-Deutz-Motor unternommen hatte (der vorher auf der Friedenshütte in Schlesien seine Probe bestanden hatte), bestellte es im Juli desselben Jahres einen 500-PS-Motor, der aus vier 125 PS starken Viertaktmotoren bestand, die auf einer gemeinsamen Achse arbeiteten. Bei diesem Motor wurde ein Ventilator zum Ansaugen der Gase eingebaut. Da dieser Ventilator andauernd verschmutzte, ließ Betriebsführer Kihn Wasser einspritzen, um so den Staub von den Ventilatorflügeln fernzuhalten.

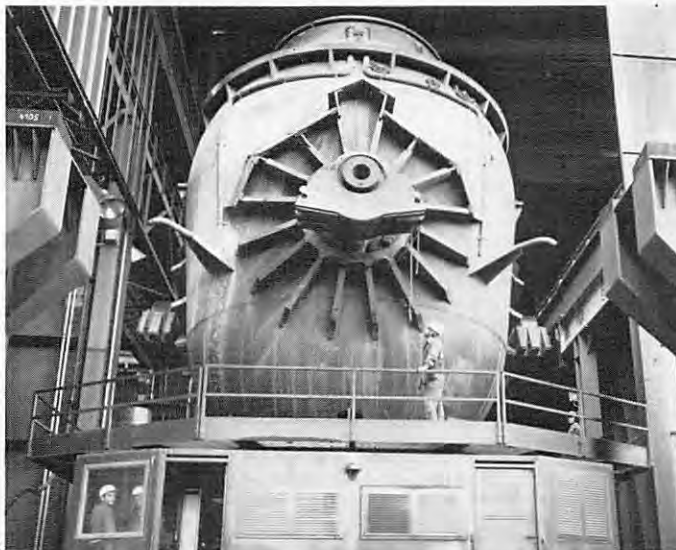
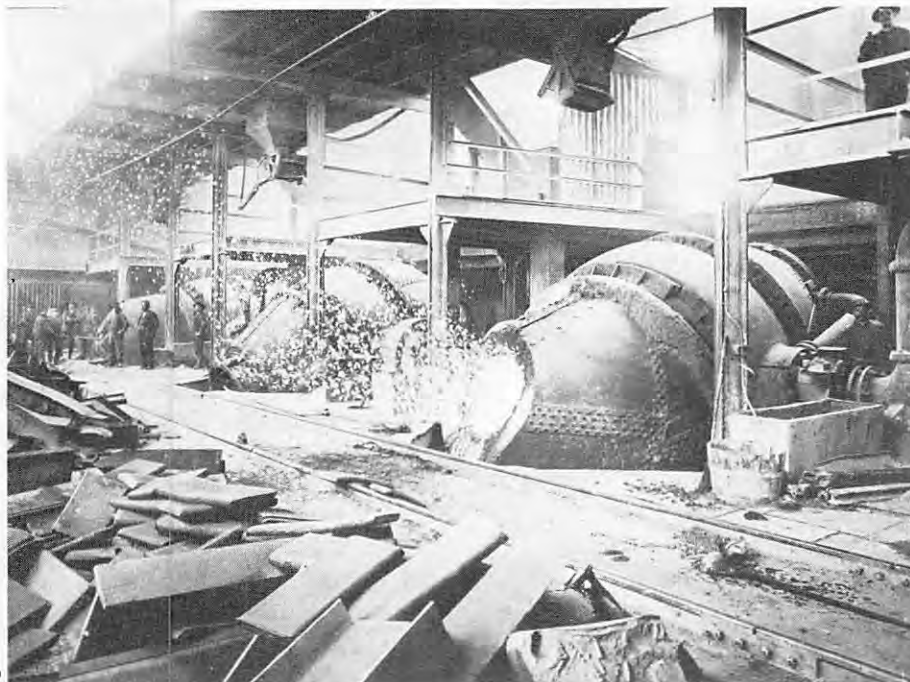
Als der Differdinger Konstruktionschef Kuna von den Düdelinger Erfolgen erfuhr, ließ er sich diesen Ventilator vorführen. Knapp 14 Tage später funktionierte eine ähnliche, mit einem von der Firma Schiele aus Frankfurt gelieferten Ventilator konstruierte Reinigungsanlage in Differdingen. Ab Februar 1901 liefen in Differdingen die Gichtgasmotore zur vollsten Zufriedenheit.

Nachträglich stritten sich die Fachleute um die Urheberschaft dieser Erfindung. Zwar beanspruchte Düdelingen die Priorität der Gasreinigung, aber Differdingen behauptete, den Erfolg der Gasreinigung zuerst erkannt zu haben. Schließlich wollten Emile Mayrisch und Paul Würth die Gasreinigung zum Patent anmelden, aber eine deutsche Firma erhob Einspruch, „Herr Bailly habe das Problem der Gasreinigung gelöst“, dabei hatte Bailly lediglich die benötigten Rohrleitungen berechnet. Immerhin wurde der Erfolg luxemburgischer Ingenieure gelegentlich auch im Ausland gebührend gewürdigt. Denn am 24. März 1901 hieß es in einem Vortrag in Düsseldorf: „... so schreitet dieses kleine Ländchen als Fahnenkompanie dieses Fortschrittes (Gichtgasmotore) allen anderen Ländern voraus ...“

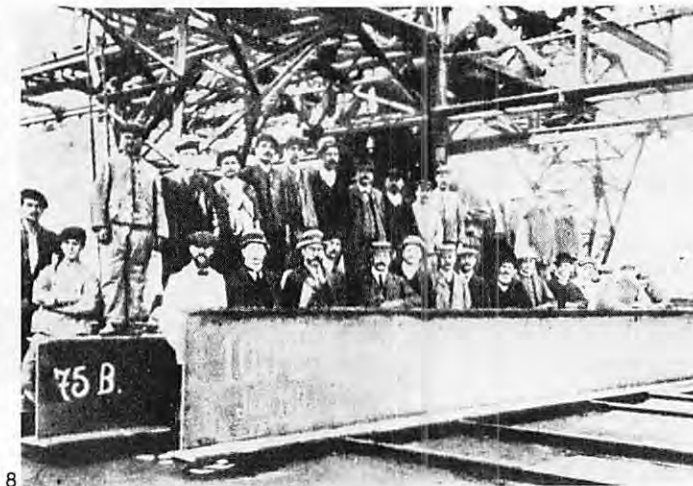
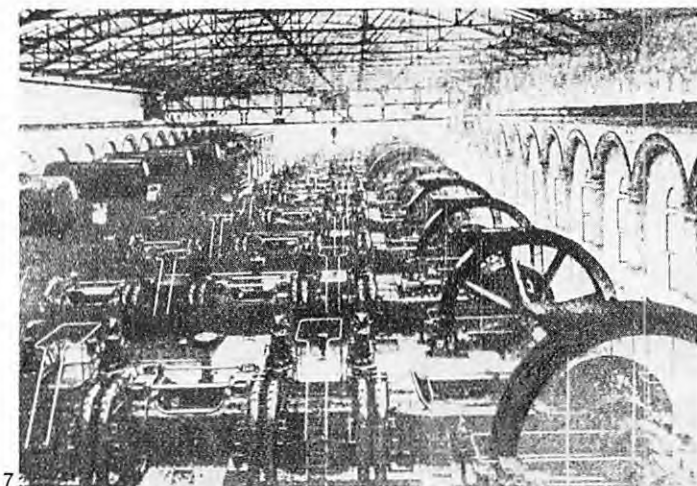
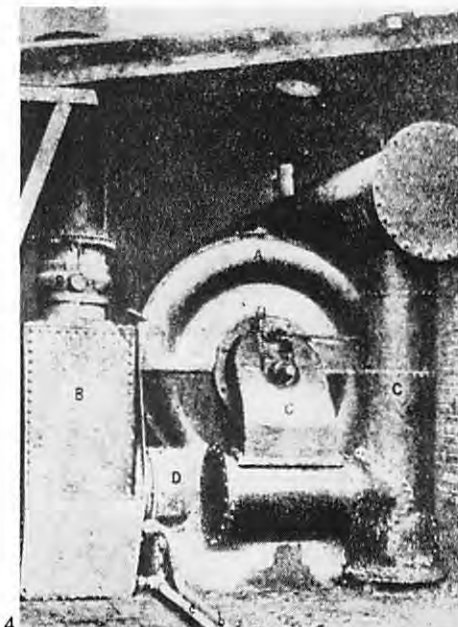
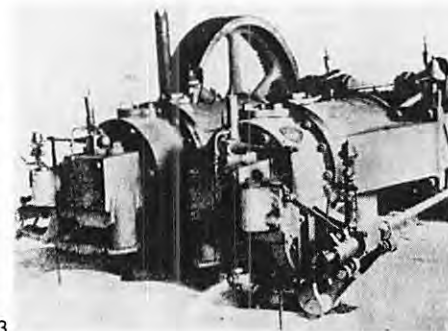
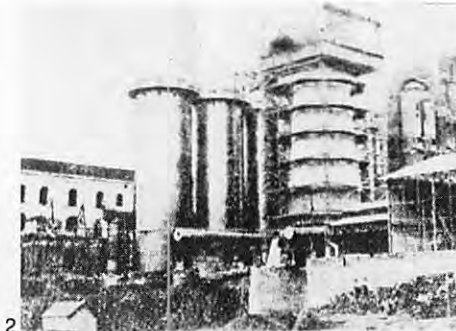
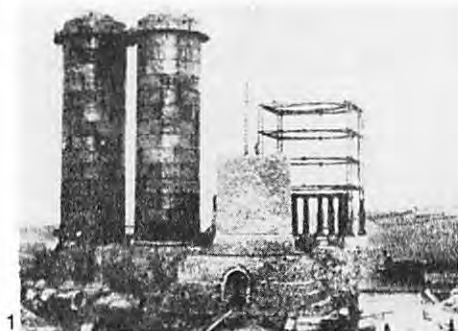
Durch die Gichtgasmotore erhielten die Eisenwerke nicht nur die für ihren eigenen Betrieb erforderlichen Antriebskräfte, sondern sie wurden auch zu den Hauptproduzenten der im Lande benötigten Elektrizität.

Anfang Juni 1898 erhielt Paul Würth in seiner Wohnung in Luxemburg den Besuch des amerikanischen Ingenieurs Henry Grey, der ihm zwei neue Profile für Eisenträger zeigte, ein breitflanschiges und ein dünnstegiges, die beide von den bis dahin üblichen deutschen Normprofilen abwichen. Würth erkannte sofort die Vorteile dieser neuen Trägerprofile: eine viel größere Belastbarkeit bei gleichzeitiger Gewichtsreduzierung. Grey gab sich außerdem als Erfinder einer sogenannten Universalwalzstraße aus, auf der diese Profile hergestellt werden konnten. Am 11. Juli beschloß der Differdinger Verwaltungsrat, den in Walzwerkfragen berühmten Max Meier, der damals noch in Micheville tätig war, zusammen mit Xavier Brasneur vom Differdinger Werk nach Amerika zu schicken, um in Duluth das nach dem Grey'schen Patent arbeitende Walzwerk zu besichtigen. Obwohl das Werk gerade zu diesem Zeitpunkt wegen einer Motorpanne nicht in Betrieb war, wurde trotzdem mit der Mill Company ein Vertrag abgeschlossen, der nachträglich vom Verwaltungsrat des Differdinger Werkes in einer Sitzung vom 16. Oktober 1898 ratifiziert wurde.

Max Meier verließ Micheville, übernahm die Direktorenstelle des Differdinger Werkes und begann mit der Ausarbeitung der Pläne für das neue



Differdingen: Historische Aufnahmen. 1: Schichtwechsel in den Erzgruben. 2: Im Stahlwerk: eine Charge wird geblasen. 3: Auswechselbarer LD-AC-Konverter von 165 t.



Historischer Überblick

Differdingen. 1: Baubeginn eines großen Werkes: neben zwei Winderhitzern entsteht der erste Hochofen. 2: Letzte Bauphase der Hochofen und Winderhitzer (1896/97). 3: Der vom Schotten Thwaite erbaute 150-PS-Gichtgasmotor. 4: Die erste Gasreinigungsanlage (1901). 5: Der erste für Differdingen erbaute 600-PS-Gichtgasmotor läuft auf der Versuchsbank in Seraing (1899). 6: In der Motorenhalle laufen 9 Gasmotoren von je 600 PS (System Delamare-Deboutville, erbaut von den Ingenieuren Bailly und Kraft in den Cockerillwerken in Seraing, um 1900). 7: Schließlich liefen in der Differdinger Gasmotorenhalle 13 Motoren der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg. 8: Der erste Grey-Träger mit einer Profilhöhe von einem Meter wurde gewalzt.

Walzwerk und einen zusätzlichen dritten Hochofen. Am 24. April 1900 wurde die erste Charge im Differdinger Stahlwerk geblasen und das Blockwalzwerk in Betrieb gesetzt. Am 1. September wurde das Knüppel- und Platinenwalzwerk und im Oktober das Façoneisenwalzwerk in Betrieb genommen. Der erste breitflanschtige Träger verließ zu Beginn des Jahres 1901 das Walzwerk, der erste Eisenträger mit einem Meter Profilhöhe wurde aber erst im Juni 1901 gewalzt. Damit hatte das Differdinger Werk mit der Herstellung eines Produktes begonnen, das unter der Bezeichnung „Grey-Träger“ (auch Doppel-T-Träger genannt) Weltgeltung erhalten sollte. Auf der Brüsseler Weltausstellung von 1935 erregten die vor dem luxemburgischen Pavillon aufgerichteten Differdinger Grey-Träger mit ihrer imposanten Höhe von 35 Metern weltweite Bewunderung. Im Differdinger Werk wurde eine permanente Ausstellung eingerichtet, wo man sich zu jeder Zeit über die Vielzahl der abgewandelten und in Differdingen gewalzten Profile informieren kann.

Die zur Zeit wütende Weltwirtschaftskrise ist nicht die einzige, die unserer Eisenindustrie und vornehmlich dem Differdinger Werk zu schaffen machte.

Bereits vor 100 Jahren, 1874, ein Vierteljahrhundert vor der Gründung des Differdinger Werkes, hatte die Produktion der einheimischen Eisenindustrie die Nachfrage überschritten, und eine lebhafteste Absatzkrise war die Folge. Anscheinend ist die Überproduktion eine periodische Begleiterscheinung in der Eisenindustrie. Denn bereits 1774 verzeichnete der Lagerbestand des Eisenwerkes der Abtei St-Hubert in Saint-Michel einen Überschuß von 100 000 kg nicht abgesetzten Eisens. Abt Spirlet studierte deshalb den Kanonenbau, erfand neue, widerstandsfähige Metall-Legierungen, probierte selbst seine Kanonen in den umliegenden Wäldern aus und lieferte dann zwischen 1778 und 1781 100 Kanonen an die gegen den König von England rebellierenden Amerikaner.

Die Krise von 1874 konnte gemeistert werden: durch freiwillige Produktionseinschränkung und durch Einführung von Schutzzöllen, die durch Reichsgesetz vom 24. 7. 1879 erlassen wurden ...

Im Oktober 1879 wurde, zunächst für die Dauer von 15 Monaten, das Lothringisch-Luxemburgische Roheisensyndikat gegründet mit dem Zweck, die Konkurrenz auszuschalten und den Preis des Roheisens in einem bestmöglichen Verhältnis zum Preise der Fertigprodukte zu halten. Die Abnehmer bildeten eine Händlergruppe Köln und Düsseldorf. Besondere Vereinbarungen mit dem rheinisch-westfälischen und dem Siegerländer Roheisensyndikat führten allmählich zu Schwierigkeiten, so daß die Syndikate 1908 aufgelöst wurden.

1911 wurde in Essen ein neues Roheisensyndikat gegründet, das in drei Gruppen eingeteilt war. In der Gruppe C figurierte die Deutsch-Luxemburgische Bergwerksgesellschaft (Differdingen-Rümelingen) und Gelsenkirchen (Esch-Deutsch-Oth). Die ARBED sowie die Hüttenwerke Rodingen und Steinfurt bildeten mit einigen lothringischen Hüttenwerken eine unabhängige Gruppe, die jedoch mit dem Essener Syndikat in enger Verbindung stand.

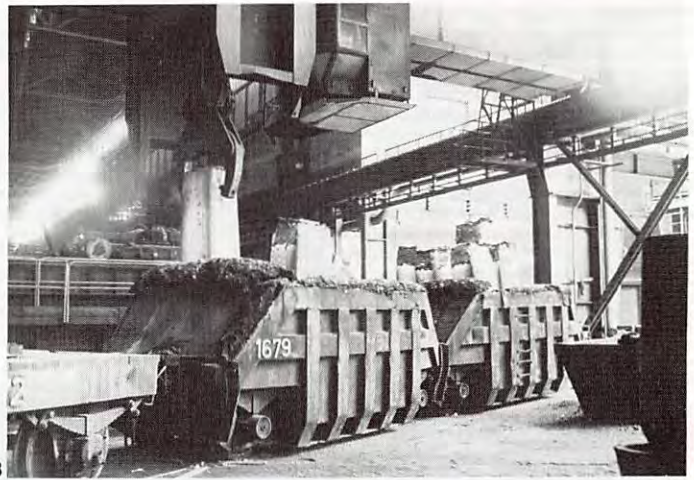
1889 war auch der Lothringisch-Luxemburgische Stahlwerksverband auf Anregung der Firma Karl

Differdingen, Walzwerk. 1: Grey-Blockstraße. 2: Steuerbühne der Grey-Blockstraße. 3: Entladen der Rohblöcke mittels Pitskran. 4: Hochöfen (Mitte), zwei Wasserkühler (Mitte links), Laboratorium (Vordergrund Mitte), früheres Direktionsgebäude (Vordergrund links). 5: Winderhitzercowper (links), Hochöfen 1 (Mitte), Gaswäscher (rechts).

Später aus Koblenz gegründet worden. 1904 hatte eine Einigung zwischen sämtlichen Stahlwerken des Zollvereins stattgefunden und der Deutsche Stahlverein wurde gegründet, der 1907 und dann letztmalig 1912 erneuert wurde.

Da die Koksbeschaffung große Schwierigkeiten bereitete, beschloß der Differdinger Verwaltungsrat am 15. März 1899, eine Kohlengrube zu erwerben, und am 10. Juni kam in Düsseldorf unter dem Firmennamen „Société anonyme des Hauts-Fourneaux, Forges et Charbonnage de Differdange-Dannenbaum“ und mit einem Gesellschaftskapital von 25 Mio. F eine Fusion mit der Kohlengrube Dannenbaum in Bochum zustande.

Aber die Jahrhundertwende brachte ernste Absatzschwierigkeiten; das Geschäftsjahr 1900-1901 verzeichnete einen Gewinnausfall von 6 Mio. F. Durch



Urteil des Handelsgerichts in Luxemburg wurde der Gesellschaft am 4. Mai 1901 ein Präventivkonkordat bewilligt, das eine Reorganisation ermöglichte. Da die Bank für Handel und Industrie in Berlin die notwendigen Barmittel zur Verfügung stellte, konnte in der Generalversammlung der Aktionäre vom 22. 6. 1901 und in der Generalversammlung der Gläubiger vom 24. 6. ein neuer Start beschlossen werden: die Gläubiger wurden voll entschädigt und die Aktionäre erhielten eine große Beteiligung an der neu geplanten Gesellschaft. An den Verhandlungen in Berlin hatten teilgenommen: Bernhard Dernburg, Berlin (der spätere

Staatssekretär der Kolonien), Maximilian Kempner, Berlin, Leopold Steinthal, Berlin. Als Vertreter der Aktiengesellschaft für Eisen und Kohlenindustrie Differdingen-Dannenbaum, die Liquidatoren Paul Würth, Luxemburg, Alphonse München, Luxemburg und Gustav Kost, Bochum. Als Vertreter der Kohlenzeche Dannenbaum, die Liquidatoren Franz Brenner, Bochum, Wilhelm Ballauf, Bochum. Das Grundkapital dieser Gesellschaft betrug nach der Erhöhung 25 Mio. Mark; Sitz der Gesellschaft war Bochum. Im Aufsichtsrat der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hüttenaktiengesellschaft waren Bernhard Dernburg, Vorsitzender, Berlin;

Maximilian Kempner, Justizrat und stellvertr. Vorsitzender, Berlin; Leopold Steinthal, Berlin; Charles Simons, Präsident der Internationalen Bank, Luxemburg; Adolf Greiner, Generaldirektor der Cockerillwerke, Seraing; Paul Würth, Ingenieur, Luxemburg; Jules Fischer, Ingenieur, Luxemburg; Gustav Kost, Bergassessor, Bochum. Während der ersten Betriebsjahre der Deutsch-Luxemburgischen Gesellschaft wurden weitere Hochöfen errichtet, bis die Zahl zehn erreicht war, das Walzwerk wurde vergrößert durch den Bau der schweren Blockstraße für das Greywalzwerk und durch die Angliederung eines Drahtwalzwerks.





Differdingen, Hüttenwerk. 1: Beim Gießen der Rohblöcke. 2: Grey-Fertigstraße mit Steuerbühne (Zwischen- und Poliergerüst).

Im März 1896 hatte das Differdinger Werk die staatliche Konzession erhalten, im Banne Differdingen 75 ha und im Rümelingen Becken 36 ha Erzgruben auszubeuten. Im Oktober desselben Jahres kamen 253 ha der dem Grafen Hunolstein gehörenden Konzession Oettingen hinzu. 1903 beteiligte sich die Deutsch-Luxemburgische Gesellschaft, zusammen mit Cockerill und Ougrée an der französischen Grubengesellschaft Moutiers (Briey), deren Erze einen viel höheren Eisengehalt aufwiesen als das luxemburgische Erz. 1906 wurde die Erzgrube von Oettingen durch die längste luxemburgische Drahtseilbahn von 13 km Länge mit dem Differdinger Werk verbunden. 1911 schloß die Deutsch-Luxemburgische Gesellschaft eine Interessengemeinschaft mit der Société anonyme des Hauts-Fourneaux et Aciéries de Rumelange-St-Ingbert, wobei Differdingen die Generaldirektion übernahm. 1914 gelangte die „Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft, Abteilung Differdingen zu Differdingen“ durch Vermittlung des Maklers Adolphe Moise aus Longwy in den Besitz des Differdinger Schlosses, das allerdings schon seit 1900 von den Direktoren des Werkes bewohnt wurde. (Siehe auch den Soncerartikel über das Differdinger Schloß).

Im April 1920 wurde durch ein Konsortium französischer, belgischer und luxemburgischer Aktionäre mit einem Kapital von 80 Mio. F die „Société des Hauts-Fourneaux et Aciéries de Differdange, St-Ingbert, Rumelange“ (HADIR) mit Sitz in Luxemburg gegründet. Hauptaktionäre waren die Société Lorraine des Aciéries de Rombas, die Société Générale de Belgique, die Société d'Ougrée-Marihay, die Société des Aciéries d'Angleur, die Banque d'Outremer, die Compagnie Générale de Railways et d'Electricité sowie die Mutuelle Immobilière et Immobilière. Die Deutsch-Luxemburgische

gesellschaft, Abteilung Differdingen zu Differdingen“ durch Vermittlung des Maklers Adolphe Moise aus Longwy in den Besitz des Differdinger Schlosses, das allerdings schon seit 1900 von den Direktoren des Werkes bewohnt wurde. (Siehe auch den Soncerartikel über das Differdinger Schloß).

Bergwerks- und Hüttengesellschaft und die ebenfalls das Land verlassende Gelsenkirchener Aktiengesellschaft verbanden sich mit verschiedenen deutschen Gesellschaften und bildeten die Siemens-Rheinelbe-Schuckert-Union.

1923 trat die HADIR den Gesamtverkauf ihrer Produkte an die „Société Générale pour le Commerce de Produits Industriels“, genannt SOGECO, ab, die gleichzeitig den Verkauf der Produkte der Hüttenwerke von Rédange-Dillingen, Rombach und Pont-à-Mousson vermittelte. Am 1. Januar 1928 übernahm die in Paris ansässige Compagnie de Dépôts et d'Agences Métallurgiques (DAVUM) das Verkaufsmonopol der Produkte dieser Hüttenwerke.

Hatte sich schon während des Ersten Weltkrieges eine außergewöhnliche Steigerung in der Eisen- und Stahlproduktion bemerkbar gemacht, so führte diese auch noch nach dem Kriege anhaltende Steigerung bald zu einem Überangebot. Der einsetzende Preiskampf führte zu einem schnellen Preisverfall, der die Rentabilität aller europäischen Eisenhütten in Frage zu stellen drohte. Ende 1926 wurde, größtenteils durch die Bemühungen von Emile Mayrisch, die Internationale Rohstahl-Gemeinschaft (IRG) gegründet, welche die Stahlhersteller Deutschlands, Frankreichs, Belgiens und Luxemburgs sowie diejenigen Österreichs, Ungarns und der Tschechoslowakei umfaßte. Vor Beginn eines jeden Quartals wurde auf Grund der jeweiligen Marktlage für jedes Mitglied der IRG eine Produktionsquote festgelegt, bei deren Überschreitung Geldstrafen entrichtet und bei deren Unterschreitung Prämien vergütet wurden. Zum Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses wurde Emile Mayrisch gewählt; nach seinem tragischen Tod 1928 übernahm Aloyse Meyer den Vorsitz.

Als die IRG 1930 aufgelöst wurde, setzte sofort wieder ein erneuter Preiskampf mit verheerenden Folgen ein. Um die Mitte des Jahres 1933 kam es zwischen Deutschland, Belgien, Frankreich und Luxemburg zu einer Export-Rohstahl-Gemeinschaft, der auch die Stahlproduzenten Hollands, Großbritanniens, der Schweiz, Norwegens, Finnlands, Polens und sogar der Südafrikanischen Union beitraten. Unter dem Namen „Groupement des Industries Sidérurgiques Luxembourgeoises“ waren die luxemburgischen Stahlwerke in dieser Gemeinschaft vertreten

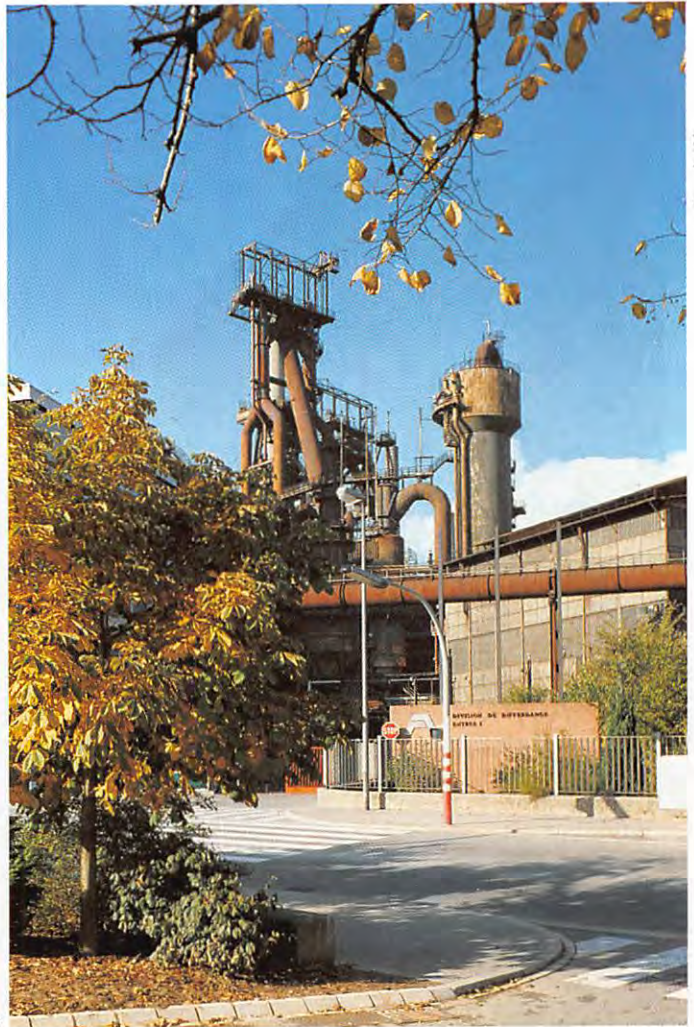
Nach dem Zweiten Weltkrieg stiegen sowohl die Produktionsziffern als auch die Zahlen der Arbeitnehmer wiederum steil an. 1965 erwarb die ARBED einen Teil des Differdinger Werkes; ab 1967 gehörte das gesamte Differdinger Werk zum ARBED-Konzern. Seinen Höhepunkt erreichte das Differdinger Werk im Herbst 1974: die Belegschaft von 6 273 Arbeitern und 750 Beamten produzierte in diesem Jahr 1 977 800 Tonnen Stahl, etwa 164 816 Tonnen pro Monat. Mit einer Tageskapazität von 5 500 Tonnen gehörte Differdingen zu den leistungsstärksten Stahlproduzenten der Welt. In Differdingen wurden vor allem die in der ganzen Welt berühmten und geschätzten Grey-Träger produziert, aber auch Bandeisen und Rohre wurden in Differdingen hergestellt. 95% der Produktion gingen in den Export in alle Länder der Welt. (Vor dem Zweiten Weltkriege wurden 70% der Differdinger Erzeugnisse allein nach Deutschland exportiert; die Waffen des Dritten Reiches sowie seine Befestigungsanlagen des Westwalls enthielten einen hohen Prozentsatz an Differdinger Stahl.) Im Jahre 1978 produzierten die vier ARBED-Stahlwerke Esch-Belval, Esch-Schiffingen, Düdelingen und Differdingen noch 4,25 Mio. Tonnen Stahl. 3 600 t Spannstahlstützen wurden in Oosterschelde (Niederlande) in einem Schutzdamm gegen die Sturmfluten verbaut; in der größten Bohrinsel der Welt im Nordsee-Ölfeld Statfjord befinden sich 2 500 t Breitflanschträger; 600 t in Differdingen auf Maß gewalzte Breitflanschträger befinden sich im Wolkenkratzer „101 Montgomery-Building“ in San Francisco und 2 100 t, ebenfalls aus Differdingen, wurden in die beiden „Crockers Center I und II“ in Los Angeles verbaut.

Dann setzte wiederum eine allgemeine Weltwirtschaftskrise ein, von der unsere Stahlindustrie, die ja zum größten Teil auf Export ausgerichtet ist, besonders hart getroffen wurde. Diese katastrophale Wirtschaftslage hat mehrere Ursachen:

- 1) Der „Ölschock“ mit seinen überhöhten Energiepreisen verschlang große Kapitalreserven, die für Investitionen nicht mehr zur Verfügung standen;
- 2) Die Rezession hatte ein Abflauen des Konsums zur Folge; Artikel, in denen viel Stahl verarbeitet wurde, wie z. B. Autos oder Haushaltsartikel (Waschmaschinen, Kühlgeräte usw.), wurden weit



2



weniger gekauft. So wurden weder neue Stahlwerke noch neue Automobilfabriken gebaut.

3) Neuartige und leichtere Produkte (wie z. B. Kunststoffe) ersetzen so weit als möglich die Stahlteile. So wurden z. B. die Autos im Schnitt um 500 kg pro Stück leichter. Dasselbe gilt in weit größerem Maße für die Wolkenkratzer, in denen nach neueren Berechnungen weniger Stahl, doch von verbesserter Qualität (und für die Erdbebengebiete von besonderer Flexibilität), verbaut wurde. Als ein weiteres Beispiel unter vielen: die Metall-Eimer wurden durch Plastik-Eimer ersetzt.

4) Protektionistische Maßnahmen der Abnehmerländer wie Importbeschränkung oder Einfuhrzölle ließen den Export ebenfalls zusammenschrumpfen.

Die wirtschaftliche Talfahrt war derart schnell, daß der Personalbestand reduziert werden mußte. Hinzu kommen auch die Folgen der Automatisierung. Ältere Dokumentaufnahmen zeigen noch den hohen Anteil der individuellen Handarbeit; heute werden die Anlagen vollautomatisch gesteuert. Bis vor kurzem mußte ein Arbeiter noch 8 Stunden für eine Tonne Stahl arbeiten, heute sind es nur noch 5 Stunden!

Ende Juni 1983 bestand die Belegschaft des Differdinger Werkes nur noch aus 3 772 Mann (gegen 7 023 im Jahre 1974), davon waren 3 137 Arbeiter und 635 Beamte. Von diesen 3 772 sind aber nur noch 2 712 im Werk selbst beschäftigt, denn 1 060 Mann (1 002 Arbeiter und 58 Beamte) werden in der Division Anti-Crise (DAC) eingesetzt, denn trotz schwerster Rezession und der damit verbundenen finanziellen Belastungen hat die Arbed niemand entlassen. Obschon die bei der DAC beschäftigten Arbeiter nicht im Produktionsbetrieb des Differdinger Werkes arbeiten, übernimmt die Arbed dennoch 84% der anfallenden Lohnkosten, während der Staat die übrigen 16% übernimmt. Man sollte auch einmal diese soziale Leistung würdigen.

Differdingen. 1: Blick auf die Hochöfen (im Vordergrund das Laboratorium, ganz links befindet sich ein Wasserkühler). 2: Hochofen 1, vom Portal aus gesehen. 3: Verwaltungsgebäude der Arbed, Abteilung Differdingen.

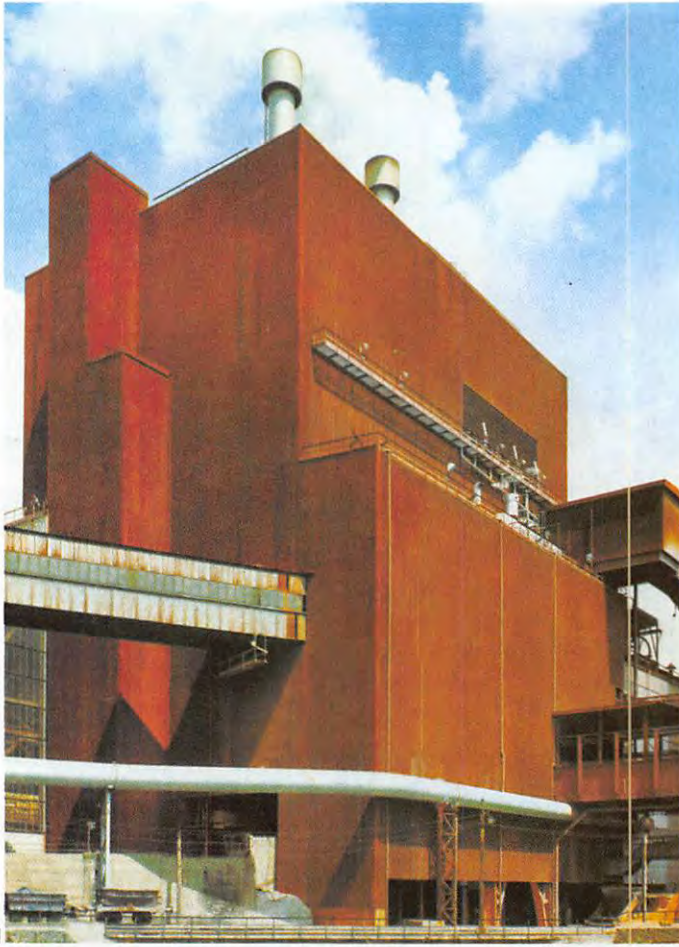


Allerdings gibt es in der wechselvollen Geschichte der Arbed so manche Beweise für ihre soziale Einstellung. Schon während des Ersten Weltkrieges eröffnete die Arbed am 12. Oktober 1916 in Dommeldingen im Saale Schwarz-Trierweiler eine Volksküche: „das Recht zum Bezug von Speisen haben alle bei der Gesellschaft Arbed angestellten Personen und deren Hausangehörige gegen Vorzeigen einer durch das Fabrikationsbüro ausgestellten Legitimationskarte... Der Preis für ein Mittagessen beträgt 60 Pfg. Der Preis setzt sich zusammen wie folgt: 3/4 Liter Suppe 10 Pfg; Kartoffeln und Gemüse 20 Pfg; Fleisch, Fisch oder Teigwaren 30 Pfg.“

Die Rezession machte sich aber auch in den Werksanlagen selbst bemerkbar. Von den bis 1974 errichteten 10 Hochöfen ist eigentlich keiner mehr in Betrieb. 5 Hochöfen sind bereits demontiert, 4 weitere werden demnächst demontiert werden. Lediglich der letztgebaute, moderne Hochofen bleibt betriebsbereit.

Dort, wo früher oft ohrenbetäubende Arbeitsgeräusche dröhnten, das Surren der Maschinenräder hohe Tonfrequenzen erzeugte, Rauch und Gas zischend den gigantischen Anlagen entwich, herrscht heute Totenstille. Die hohen Schornsteine rauchen nicht mehr; sie stehen nur noch gleichsam wie mahnende Zeigefinger in den Himmel, von dem sich die rostbraunen Konturen der toten Anlagen wie leblose Riesen abheben. Der Besucher denkt unwillkürlich an die bedrückende Atmosphäre der großen Heldenfriedhöfe.

Da keine Hochöfen mehr betrieben werden, wird auch kein Gichtgas mehr produziert. So stehen die Gichtgasmotoren ebenfalls still; somit erzeugen die Turbinen keinen Strom mehr und das Differdinger Werk muß heute den benötigten Strom teuer einkaufen. Dazu kommt noch, daß das Werk nun von einer auswärtigen Strombelieferung abhängig ist; Strompannen (wie sie z. B. durch Gewitter hervorgerufen werden) beeinträchtigen die Leistungsfähigkeit.



Differdingen. 1: Außenansicht des LD-AC-Stahlwerkes. 2: Beim Füllen eines Konverters. 3: Steuerbühne des LD-AC-Stahlwerkes.

Nur noch in Esch-Belval wird Strom erzeugt, denn hier sind noch 3 Hochöfen in Betrieb. Allerdings würde der modernste unter ihnen, der 1979 erbaut wurde, bei voller Leistung allein genügen, das für die Arbed-Werke benötigte Eisen zu erzeugen. (Mit einem Hochofen, der noch in Düdelingen in Be-

trieb ist, arbeiten insgesamt nur noch 4 von den früheren 46 Hochöfen in Luxemburg). In Differdingen arbeitet nur noch das Stahlwerk und entläßt periodisch Rauch- und Staubwolken in den Himmel. Hier werden, außer Rohre, die berühmten Grey-Träger hergestellt. Die große Band-

eisenstraße wurde bereits demontiert; ein großes, leeres Feld trägt noch die Spuren und die Umriss der ehemaligen Anlagen.

Das in Differdingen benötigte Eisen wird in den Hochöfen von Esch-Belval geschmolzen und dann in den nach ihrer Form benannten Torpedo-Wagen in flüssigem Zustand nach Differdingen gebracht, wo es zu Stahl verarbeitet wird. Der flüssige Stahl wird in Kübel gegossen, wo er sich zu großen Blöcken abkühlt und erhärtet; diese Blöcke bleiben aber im Innern flüssig. In den Pits-Öfen (auch Tieföfen) werden die riesigen Blöcke auf eine gleichmäßige Temperatur gebracht. Von dort gelangen sie ins Walzwerk, wo sie auf der Blockstraße zu Grey-Trägern gewalzt werden. Unter donnerndem Getöse werden die rotglühenden Blöcke von einer Straße zur andern und von einer Walze zur andern befördert, wobei der Block immer länger wird und nach und nach Form und Querschnitt des Grey-Trägers annimmt. Unter beängstigendem Höllenspektakel und herumsprühenden Funken werden die Enden des Trägers abgeschnitten. Hier ist noch ein Stück der ureigenen, geheimnisvollen Welt des Vulkan erhalten geblieben.

Der ganze Walzvorgang geschieht vollautomatisch und wird von der Steuerkabine aus ferngesteuert. Dabei kann jede einzelne Phase auf Bildschirmen überwacht werden. Für uns war all dies ein nachhaltiges Erlebnis, und ich möchte allen, die uns diese Reportage ermöglicht haben, aufs herzlichste danken: Direktor Lucien Marc, der spontan die Besuchs- und Fotolaubnis erteilte; Direktionssekretär Jean-Jacques Felten, der die Bilddokumente zur Verfügung stellte; Roger Rion, der uns umsichtig durch das Stahlwerk führte und wertvolle Fotohinweise gab; Marcel Scharlé, der uns durch das Schloß geleitete, sowie Norbert Friedrich und vor allem Jean-Paul Raus vom Informationsdienst der Arbed-Zentralverwaltung, die uns das statistische Zahlenmaterial besorgten und auf alle Fragen eine präzise Antwort gaben. Danke schön!



3

Norbert Thill

Zur Erinnerung

Am 27. November 1981 wurde die letzte luxemburgische Erzgrube, der „Thillenberg“ in Differdingen, geschlossen. Damit ging eines der wichtigsten Kapitel unserer Geschichte zu Ende. Kommende Generationen werden sich wohl kaum ein richtiges Bild über Anfang und Evolution des einheimischen Bergbaus machen können. Glücklicherweise werden im Rümelingen Bergbau-Museum wichtige Episoden festgehalten, sodaß man sich auch dann noch über die schwere und gefährvolle Arbeit des Bergmanns informieren kann, wenn der Bergbau selbst nur noch Legende ist. („Heimat und Mission“ hat in der ersten Nummer des Jahrgangs 82 die Ortschaft Rümelingen und das Bergbau-Museum in Wort und Bild vorgestellt.)

Erzgrube „Thillenberg“: 1: Statue der hl. Barbara, Schutzpatronin der Bergleute; sie wurde vor mehr als hundert Jahren unter großen finanziellen Opfern angeschafft und steht in einer eigenen Kapelle an der Grenze des Thillenberggebietes. Sie wurde stets mit besonderer Sorgfalt gehegt und gepflegt. 2: Vor Schichtbeginn befestigen die Bergleute ihre Kleider an einem Haken, der durch ein langes Seil nach oben zur Decke hinaufgezogen wurde. 3. Von der Plattform einer besonderen Maschine aus wurden die Decken abgeklopft. 4: Die herabhängenden Schnüre sind Zündschnüre; auch hier wurde die Decke auf ihre Festigkeit hin untersucht. 5: Durch Drehung der Kurbel wurde der Sprengkasten aufgeladen; ein Hebeldruck setzte die gespeicherten Urgewalten frei und brachte 50 kg Sprengstoff zur Explosion. 6: Steiger Jean Eberhard bei der Kontrolle der Stollenluft. Mit einem handgroßen Blasebalg pumpte er die Stollenluft in ein Glasröhrchen. An dessen Färbung erkannte er den CO-Gehalt der Luft.



Obschon seit 1865 über 1,5 Milliarden Tonnen Eisen gefördert wurden, liegen immer noch Millionen Tonnen Erze in unserem Boden. Leider ist ihre Verarbeitung, vor allem bedingt durch die hohen Energie- und Heizkosten, unrentabel. An einem Schnitt durch den Boden der Minettegegend erkennt man sechs verschiedene Erdschichten. Die erste Schicht (Obere Kalkschicht – Calcaire Supérieur) hat eine Dicke von rund einem Meter und enthält circa 21% Eisen. Die zweite Schicht (Untere Kalkschicht – Calcaire Inférieur) hat vier Meter Dicke und einen Eisengehalt von 24%. Die dritte Schicht, genannt „Rote Schicht“, hat 3,50 Meter Dicke und einen Eisengehalt von 34%. Diese Schicht ist die ergiebigste und deshalb bei weitem abgebaut. Die vierte Schicht, genannt „Graue Schicht“, hat fünf Meter Dicke und ebenfalls 34% Eisengehalt, ist aber weniger gut als die rote Schicht, obschon sie denselben Eisengehalt hat und zudem noch um 1,50 Meter dicker ist. Hier spielt nämlich auch der Kalk- und Kieselgehalt eine wichtige Rolle. Je mehr Kalk eine Schicht hat, um so wertvoller ist sie. Und die rote Schicht hat mehr Kalk und weniger Kiesel als die graue Schicht, die nur 7% Kalk und 17% Kiesel enthält. Hätte auch die graue Schicht mehr Kalk, könnte diese auch noch rentabel abgebaut werden. Selbstverständlich sind die Angaben an Eisengehalt Spitzenwerte. Als fünfte Schicht finden wir die „Schwarze Schicht“, die bei einer Dicke von drei Metern noch 30%

Eisen enthält. Aber die untere Grenze der Rentabilität liegt bei 33,5. Die sechste Schicht, genannt „Grüne Schicht“, hat wohl noch 33%, käme also an den Prozentsatz der Rentabilität heran. Leider hat sie nur 1,50 Meter Dicke und wird dadurch ebenfalls unrentabel.

Dank dem Entgegenkommen der Direktion von Arbed-Mines durfte ich die Anlagen des „Thillenberg“ besuchen und eine Dokumentation zusammenstellen.

Man muß schon einmal eine unterirdische Bergwerksanlage besucht haben, um eine Ahnung zu





Thillenberg, Differdingen. 1: Diese mächtigen Arbeitsmaschinen, deren Schaufeln 10 Tonnen Gestein fassen, arbeiteten im Innern des Berges. Deshalb mußten für diese Maschinen die Zufahrtsstollen erhöht und verbreitert werden. 2: Mit der beweglichen Kanzel dieser polyvalenten Maschine gelangte der Bergmann bis unter die Stollendecke. 3: Wagenkolonnen rollten bis in die Tiefe des Berges zum Abtransport der Erzmassen. 4: Kilometerlange Gänge führten in den Berg bis zu den Arbeitsstellen. Die viereckigen Platten an den Decken, mit Bolzen im Gestein verankert, sollten loses Gestein festhalten. 5: Unter ohrenbetäubendem Getöse brachte die Lademaschine das Gestein zur Wagenkolonne.

erhalten von den gigantischen Arbeiten, den hohen Erschließungskosten und den überall lauern den Gefahren. Zufahrtsstollen von 4 bis 5 km Länge führten bis zu den einzelnen Arbeitsstellen. Früher waren diese Zufahrten viel enger, denn sie brauchten nur den ein- oder zweigleisigen Abtransport der kleinen Erzloren zu ermöglichen. Seit einigen Jahrzehnten arbeiten vor Ort moderne Monster-Maschinen. Für ihre Zufahrt zur Arbeitsstelle mußten alle Stollen breiter und höher ausgesprengt werden. Die einzelnen Stollen waren beinahe eben angelegt: sie hatten eine maximale Steigung (oder ein maximales Gefälle) von 2,5%. Dieses Gefälle sollte den Abtransport der Erzwagenkolonnen erleichtern, sollte aber auch zugleich die Unfälle vermeiden, die durch eine selbständig gewordene und außer Kontrolle geratene Wagenkolonne, infolge eines zu starken Gefälles, hätten verursacht werden können.

Nach einer kilometerlangen, schier endlos scheinenden Fahrt durch dunkle Stollen, tauchten auf einmal aus dem Dunkel der Nacht, in einer unendlich scheinenden Ferne, einige Lichter auf. Der Uneingeweihte bekam den Eindruck, als würde er von einem vorsintflutlichen Ungeheuer beobachtet, das sich jetzt auf einmal mit unheimlichem Getöse in Bewegung setzte. Wir verließen den Geländewagen und gingen zu Fuß weiter. Nach wenigen Schritten war der trockene, feste Boden zu Ende und wir wateten durch tiefen Schlamm. Spätestens hier waren wir von ganzem Herzen dankbar dafür, daß man uns kniehohe Stiefel angezogen und einen metallenen Kopfhelm mit elektrischer Frontlampe aufgesetzt hatte. Diese Helmlampe hatte einen derart ausgeklügelten Lichtwinkel, daß der Boden immer einige Schritte weit voraus erleuchtet wurde. Trotzdem versanken





Thillenberg, Differdingen. 1: Sofort nach der Sprengung wurde die Umgebung nach losem Gestein abgeklopft. Alles war nun mit ätzendem Rauch durchsetzt (daher das unscharfe Bild). 2: Dieser Stollen sah aus wie ein unterirdischer Bergsee; er ist etwa 20 Meter unter dem Flußbett des luxemburgisch-französischen Flusses Crosnière gelegen. 3: Der Sprengmeister führte vorsichtig die Patronen in die Bohrlöcher. Dann wurden die einzelnen Patronen durch Zündschnüre miteinander verbunden. 4: Steiger Jean Eberhard kontrolliert die Holzstützen, die an besonders gefährlichen Stellen errichtet wurden.

unsere Füße in versteckten Schlammflöchern. Unser Begleiter, Steiger Jean Eberhard, sorgte mit größter Geduld und Aufmerksamkeit für unsere Sicherheit, schritt vor uns die Strecke ab, machte dann auf besonders tiefe Schlammflöcher aufmerksam und reichte uns hilfreich die Hand, wenn unsere Füße sich nur mühsam aus dem Schlamm befreien konnten.

Das Grundwasser war eines der großen Probleme des Bergbaus. Die Stollen befanden sich etwa 80-100 Meter unter dem Boden. Sie reichten unterirdisch bis zur luxemburgisch-französischen Grenzortschaft Lasauvage, wo sie sogar 20 Meter tiefer als das Flußbett des Grenzbaches Crosnière lagen. Unvorhergesehene Wassereinträge in die Stollen konnten katastrophale Folgen haben. Eine großangelegte Pumpenanlage evakuierte in normalen Zeiten 100 m³ Wasser pro Stunde, das zuerst 20 Meter höher auf das Niveau des Flußbettes der Crosnière emporgepumpt werden mußte, bevor es abfließen konnte.

Bei Regenperioden wurden die unterirdischen Wassermassen natürlich bedeutender. Wir kamen zu einem traumhaft schönen unterirdischen See, wo sich das kristallklare kalte Wasser sammelte, bevor es von der Pumpe geschluckt und weitergepumpt wurde. Es wäre eine geradezu märchenhafte Szenerie gewesen, hätte es nicht in der Umgebung die unheimliche Dunkelheit und den ohrenbetäubenden Lärm der Arbeitsmaschinen gegeben, der von den Stollenwänden um ein Vielfaches abgelenkt wurde und alle Augenblicke aus einer anderen Richtung zu kommen schien, so, als wären alle Ungeheuer der Unterwelt zum Großangriff angetreten. Unwillkürlich dachte man an Bosch-Bilder oder an Goya-Szenen.

Erfahrene Bergleute konnten voraussagen, um welches Volumen das unterirdische Wasser bei Regen ansteigen würde, und sogar in wieviel Tagen nach dem Regen diese Wassermassen bis zu den Stollen durchgesickert waren. Die Regenperiode von 1973 hatte eine katastrophale Situation heraufbeschworen. Bis zu 1 200 m³ Wasser mußten stündlich ausgepumpt werden. Dazu wurden alle verfügbaren Pumpen und Plastikrohre der Hüttenwerke und der Feuerwehren herbeigeschafft und eingesetzt. Hier war eine ernste Alarmstufe erreicht, und eine Katastrophe um Haaresbreite verhindert worden.

Zu dem Knattern der Wasserpumpen und dem Getöse der Arbeitsmaschinen gesellte sich das Sirenengeheul der Luftventilatoren. Das Problem der Entlüftung der kilometerlangen Stollen ist so alt wie der Bergbau. Jede Sprengung hatte eine gewaltige Staubwolke zur Folge; die für eine Sprengung erforderliche Menge an Sprengmaterial – etwa 50 Kilo – durchsetzte die Luft zusätzlich mit ätzendem Pulverdampf. Hinzu kamen dann noch die giftigen Abgase der Arbeitsmaschinen. Rechnete man früher 30 Liter/Minute Frischluft pro Arbeiter, so benötigte man heute 100 m³/Sekunde. Zwar besitzt jede Arbeitsmaschine eine besondere Einrichtung, um die Abgase die durch einen Wasserfilter geleitet werden, zu reinigen.



Trotzdem gelangten schädliche Abgasrückstände in die Stollen. Besonders gefährlich konnten die CO-Abgase werden, weil sie geruchlos sind und vom Menschen nicht wahrgenommen werden. Da diese CO-Gase sich auf dem Boden ablagern, konnte ein sich unvorsichtiges Hinsetzen die Atmungsorgane in einen Gastepich eintauchen und, wie dies tatsächlich schon vorgekommen ist, den Tod herbeiführen. Anscheinend ist dies ein leichter Tod, und, nach dem Gesichtsausdruck eines solchen Gastoten zu urteilen, ein „angenehmer“, denn die Gesichter dieser Verunglückten zeigten stets ein glückseliges Lächeln, so, als hätte das CO-Gas den Menschen in eine euphorische Stimmung versetzt.

Erfahrene Bergleute ahnten die übermäßige Gegenwart dieser Gase, die allerdings auch bei ihnen verschiedene Reaktionen auslösten, die, je nach Individuum, entweder Kopfschmerzen, Augenstechen, oder Halskratzen hervorriefen. Deshalb wurden regelmäßige Luftprüfungen durchgeführt. Ein Glasröhrchen wurde an Ort und Stelle mit Stollenluft aufgepumpt und eine Farbskala zeigte dann die vorhandenen Werte an. Dank der guten Entlüftungsanlage wurden aber keine kritischen Werte gemessen.

Noch vor wenigen Jahrzehnten arbeiteten auf Thillenberg bis zu 600 Bergleute; sie förderten 2 800 Tonnen pro Tag. Zuletzt arbeiteten hier nur noch 50 Bergleute; aber seit dem Einzug der modernen Technik, etwa ab 1955, förderten diese 50 Arbeiter

2 300 Tonnen pro Tag. Diese technische Entwicklung wurde dann aber zu einem der Hauptfaktoren in der Problematik des Bergbaus.

Die Arbeiter waren in Mannschaften („équipes“) zu je vier Mann eingeteilt: ein Verbauer („boullonneur“), ein Bohrer („foreur“), ein Sprengmeister („boutefeu-mineur“) und ein Lader („chargeur“). Jede Mannschaft förderte in einer 8-Stunden-Schicht 700-800 Tonnen.

Obschon etwa 80 Meter Berg auf die Stollen drückten, waren die Decken stark genug, um ohne zusätzliche Stützen, als natürliches Gewölbe zu dienen. Alledings mußte man immer Vorsicht walten lassen und möglichst durch die Mitte der Gänge gehen, denn an den Seitenwänden, an den Druckpunkten zwischen Decke und Stollenwand, konnten Brocken unterschiedlicher Größe losgedrückt werden und herabfallen. Zur größeren Sicherheit wurde die Decke regelmäßig mit langen Stangen abgeklopft. Klang der Ton fest und kurz, war alles fest verwachsen; wurde der Ton hohl und dumpf, hatten sich bereits Steine losgelöst und konnten jeden Augenblick herabfallen. Deshalb wurden Befestigungs- oder Haltbolzen in die Decke hineingetrieben, die sich dann in die Tiefe des festen Felsgesteins wie ein Fächer ausbreiteten und so die Metallplatte festhielten, die dann ihrerseits die Decke absicherte. An manchen Stellen gab es zahlreiche dieser Befestigungsplatten, deren Wirkung noch zusätzlich durch Drahtgeflechte erhöht wurde.

SCHLOSS DIFFERDINGEN



Differdingen. 1: Von neuem „Hochhaus“ des Hüttenwerkes aus hätte man fast den Eindruck, als sei es eine Garten- oder Parkstadt. 2: Gartenseite des Schlosses.

ZUR ERINNERUNG (Schluß von Seite 205)

Selten fanden wir durch Holzstämmen abgestützte Decken, so wie dies in früheren Zeiten gemacht wurde. Meist wurden dazu Tannenstämmen benutzt, weil sie die Eigenschaft hatten, einen erhöhten Druck nicht durch sofortiges Zerbrechen, sondern durch ein Knistern anzuzeigen. Aus der Art dieses Knisterns konnte der Bergmann das Druckgewicht und den Grad der Einsturzgefahr erkennen. „Das Holz spricht“, war damals eine gängige Redensart.

Bei unserem Besuch führte man uns zu mehreren Arbeitsstellen mit verschiedenartigen Arbeitsprozessen: die Arbeitsmaschine, die die Befestigungsbolzen in die Stollendecke hineintrieb; die Bohrmaschine, die die Sprenglöcher in die Felswand bohrte; der Sprengmeister, der die Patronen vorsichtig in die Bohrlöcher einführte und mit Zünddraht miteinander verband. Dann wurde der Sprengdraht abgerollt und die Mannschaft zog sich in einen entlegenen Stollen, gleich um mehrere Ecken herum, zurück. Durch mehrere Umdrehungen der Kurbel wurde die Dynamomaschine aufgeladen. Dann hieß es „Finger in die Ohren stecken und Mund öffnen!“ Es erklang ein in dieser dunklen Stille unheimlicher Warnruf und dann löste der Druck auf den Hebel die Sprengung aus. Was dann geschah, läßt sich nicht in Worten beschreiben. Ein apokalyptisches Beben ließ den Berg erzittern, und wenige Sekunden später krochen riesige Staubwolken wie Polypenarme durch die Stollen auf uns zu. Noch lange nach der eigentlichen Explosion lösten sich tonnenschwere Brocken, krachten zu Boden und lösten unheimliche Echwellen aus. Wenig später donnerte bereits die Lademaschine zum Sprengfeld; ihre sechs starken Scheinwerfer konnten kaum durch den Pulverdampf und den aufgewirbelten Staub dringen. Deshalb wurde auch meist am Schluß einer Arbeitsschicht gesprengt, damit die Staubwolken sich während der Nacht auflösen konnten. Um uns am Erlebnis einer solchen Sprengung zu beteiligen, war man von dieser Regel abgewichen und hatte während der Schicht eine Sprengung gezün-

det. Den Verantwortlichen für dieses Entgegenkommen und für das damit verbundene einmalige Erlebnis nochmals herzlichen Dank!

Die Riesenschaufel der Lademaschine faßte 10 Tonnen, genau soviel wie einer der acht Transportwagen, die von einer elektrischen Gleichstromlokomotive zum Ladeplatz gerollt wurden. Die Lokomotive drückte die Erzwagen vor sich her: sie fuhr bis zum Schluß der elektrischen Oberleitung, so daß die Wagenkolonne außerhalb der Oberleitung zu stehen kam. So war ein unbeabsichtigter Kontakt der Ladeschaufel, die bis auf wenige Millimeter unter die Decke reichte, mit der elektrischen Oberleitung ausgeschlossen. In wenigen Minuten waren die 8 Wagen beladen und die Kolonne setzte sich in Bewegung, mit Endstation Hochofen. Jetzt hatten die Beteiligten eine kurze Verschnaufpause. Sie begaben sich zu einem aus einer Lieferkammer gebastelten Aufenthaltsraum, der sich dank einer elektrischen Heizungsanlage in dieser Unterwelt geradezu behaglich ausnahm. Hier herrschte eine gelöste Stimmung, geprägt von einer guten Kameradschaft. Dies war, trotz allem Erleben, wohl der nachhaltigste Eindruck dieses Besuchs.

Nun ist der Arbeitslärm verstummt, und keine Sprengung wird mehr die Erde erbeben lassen. Bleiben werden lediglich die arteigenen Geräusche des Berges, wie das Knistern der sich langsam verschiebenden Gesteinsmassen, das Kullern herabfallender Steine und das Plätschern der unterirdischen Wasseradern. Immerhin bleiben die Tabellen, die stets die Unfälle, die Zahl der Verunglückten und der Bergtoten anzeigten, unverändert auf ihrem jetzigen Stand stehen. Trotzdem sollte man, mindestens gelegentlich, all jener gedenken, die in dieser unheimlichen Umwelt arbeiteten und für uns alle und den Wohlstand unseres Landes ihre Gesundheit und sogar ihr Leben opferten.

Norbert Thill 2

Wie bei so vielen historischen Burgen und Schlössern, deren Ursprung nicht durch präzise Fakten belegt werden kann, so wird auch bei dem Differdinger Schloß Gründung und Standort durch eine Legende erklärt.

Irgendwann im Mittelalter war die Burg auf dem Zolverknapp gestürmt worden; sie sollte zerstört und der Besitzer gefangen genommen werden. Nur die Schloßherrin erhielt die Erlaubnis, den Ort zu verlassen und ihre Wertgegenstände, so weit sie diese selbst zu tragen vermochte, mitzunehmen. Kurzerhand lud sie ihren Gemahl auf ihre Schultern und entfernte sich eilends von der Burg. Genau an der Stelle, wo sie unter ihrer Last zusammenbrach, wurde ein neues Gebäude errichtet: die Differdinger Burg.

Als erster Schloßherr gilt Wilhelm von Differdingen, geschichtlich nachweisbar 1310 als Zeuge bei der Anerkennung des Freiheitsbriefes für die Stadt Luxemburg durch Johann den Blinden. Von seinen fünf Kindern traten die drei Töchter Aleydis, Sara und Johanna in die 1235 von Alexander von Zolver in Differdingen gegründete Zisterzienserinnenabtei ein. Sein Sohn Herbrand wurde Domherr in Trier, sein Sohn Ludolf übernahm die Herrschaft Differdingen. Während seiner 60jährigen Regentschaft erhielt Differdingen 1338 den Freiheitsbrief; er selbst amtierte von 1373-1379 als Adelsrichter. Zwei seiner Töchter, Alice und Catherine, traten ebenfalls in die Differdinger Abtei ein.

Es würde zu weit führen, das Differdinger Schloß im Detail auf seinem Weg durch die Jahrhunderte zu begleiten. In einer von der ARBED zusammengestellten Monographie „Chronique du Château de Differdange“ findet der Geschichtsfreund viele interessante Details.

Im XV. Jh. ergriff der Differdinger Schloßherr Philippe des Armoises in den Auseinander-



Differdingen, Schloß Arbed. 1: Haupteingang zum Schloß. 2: Hinterfront, zum Garten gelegen. 3: Historischer Stein mit Adelswappen, von 1377. 4: Tak von der Trösterin der Betrübten, datiert 1751, im Binnenhof. Links das Wappen der d'Arnoult et de Soleuvre. 5: Tak mit Darstellung des Kindermordes von Herodes.

setzungen zwischen Karl dem Kühnen und dem Herzog René von Lothringen Partei für Lothringen. Die Erben Karls des Kühnen, seine Tochter Maria von Burgund und sein Schwiegersohn Maximilian beschlagnahmten die Differdinger Besitztümer; Philippe zog sich auf seine Güter in Lothringen zurück und kehrte nie mehr nach Differdingen zurück.

Einer der mächtigsten Herren von Differdingen war Claude de Neufchâtel, Herr zu Fay und zu Grancy. Durch Kauf wurde er alleiniger Besitzer von Differdingen, Zolver, Berburg und vom Johannisberg in Düdelingen. Er war Ritter vom Goldenen Vlies und regierte das Herzogtum Luxemburg von 1480-1489.



1552 wurde das Schloß auf dem Zolverknapp zerstört. Die Besitzerin, Anne d'Isembourg, verzichtete auf eine Rekonstruktion und ließ 1556 das Differdinger Schloß zur ständigen Wohnung umbauen. Auf diese historische Tatsache stützt sich wohl die Legende um den Ursprung des Schlosses. Unter den verschiedenen Eigentümern, die das Schloß ganz oder auch nur teilweise

besaßen, befinden sich große Namen wie Manderscheid, Pallant, Waldeck, Metternich, Hohenzollern-Sigmaringen, Arenberg. Jean-Prospère d'Arnoult, Herr zu Schengen, Präsident des Provinzialrates, und seine Gemahlin Marguerite-Sybille de Busbach, erwarben 1673 für 10.050 Thaler die Hälfte der Herrschaft Differdingen und Zolver, die den Metternich gehörte. 1687 wurde dann die

andere Hälfte erworben, die den Grafen Waldeck-Wildungen gehörte. Jean-Prospères Sohn, Charles Guillaume d'Arnoult (1653-1720) vereinigte durch seine Heirat mit Anne-Marie de Linden, Tochter des Herrn von Berburg, wieder die drei Besitztümer Differdingen, Zolver und Berburg; 1716 wurde er „Baron von Zolver“. Der zweite Sohn seiner elf Kinder, Alphonse





Dominique d'Arnoult et de Soleuvre, war Herr zu Berburg, Differdingen, Herborn, Mompach und Fels, Bürgermeister von Remich, Mitglied des Tribunals von Grevenmacher. 1722 heiratete er Régine von Metzhausen, Tochter des Herrn von Linster. Sein Sohn Jean-Philippe-Frédéric-Antoine gründete 1758 die Schmiede von Berburg, die seit 1837 von Auguste Metz betrieben wurde und bis 1857 funktionierte. Letzter Besitzer im „Ancien régime“ war Christophe-Antoine d'Arnoult et de Soleuvre, der am 22. Februar

1795 in Luxemburg während der Französischen Revolution starb. Einer seiner Söhne, Antoine-Gabriel, war zweimal Bürgermeister von Differdingen: 1817-1830 und 1836-1849. Die Grabdenkmäler der Familie d'Arnoult befinden sich in der Pfarrkirche von Berburg. 1914 verkauften die Erben Schloß Differdingen mitsamt den verbliebenen Liegenschaften (358 Ar) durch Vermittlung des Immobilienhändlers Adolphe Moise aus Longwy für 250.000 französische Franken an die

„Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft, Abteilung Differdingen zu Differdingen“, die bereits seit 1900 das Schloß bewohnte. Nach dem ersten Weltkrieg gelangte die 1920 gebildete Gesellschaft „Sociétés des Hauts Fourneaux et Aciéries de Differdange, St-Ingbert et Rumelange (H.A.D.I.R.) durch Kauf in den Besitz des Schlosses, das in ein Casino zum Empfang der Gäste umgewandelt wurde; seit 1967 ist die ARBED Eigentümerin. Heute dient das Schloß, das mit

Differdingen, Schloß Arbed. 1, 2 und 3: Im Salon. 4: Blick in die Diele. 5: Schloßtreppe. 6: Bibliothek.

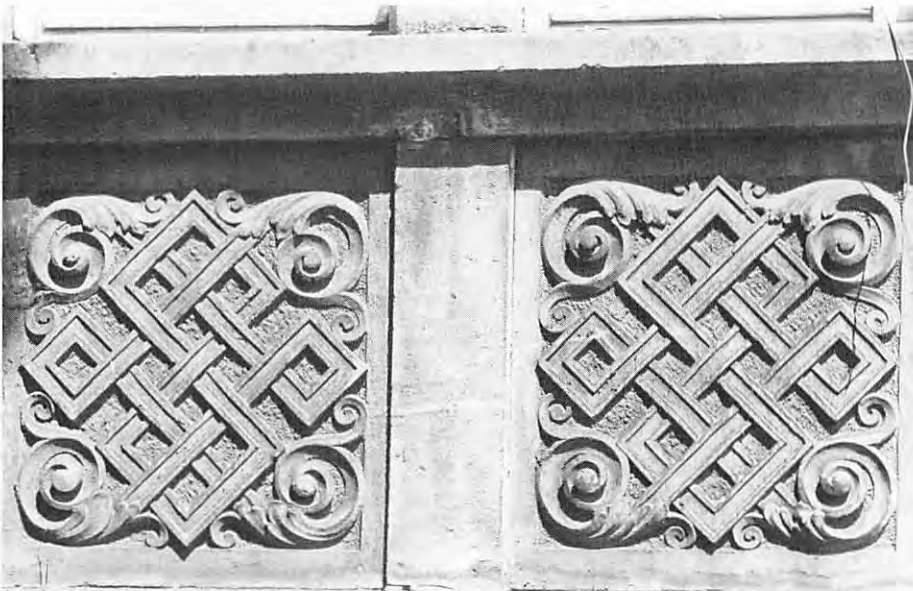




2 Differdingen, Schloß Arbed. 1: Tak mit Darstellung der Flucht nach Ägypten (von 1734). 2: Wappen der d'Arnoult et de Soleuvre, Tak-Detail. 3: Alte Wendeltreppe im Eckturm des Binnenhofes. 4: Gartenseite mit Balkon. 5: Porträt von Marschall Turenne. 6: Treppe, Detail. 7: Balkon, Detail.



4 5 6



7

modernstem Komfort ausgestattet ist, als Empfangs- und Gästehaus.

Aus dem 1556 erfolgten Umbau blieben manche Architekturelemente erhalten wie z. B. die Renaissanceform der Fenster oder die spiralförmigen Verzierungen der Fenster- und Türrahmen. Auch die Wendeltreppe im Eckturm des Binnenhofes stammt aus dieser Zeit; ihre Stufen sind nur in der Turmmauer verankert und haben in der Mittelachse keinen Aufleger, so daß man von oben nach unten oder auch von unten nach oben durchblicken kann. Derartige architektonische Kunstgriffe sind selten; ich kenne bei uns nur 2 weitere, ähnliche Treppenanlagen: im Staatsmuseum und in der Maison de Raville.

Die Wohngebäude, die um einen viereckigen Binnenhof angelegt waren, wurden durch tiefe (Wasser)Gräben geschützt. Eine Zugbrücke sicherte den Zugang zum Hof. Obschon die Gräben zugeschüttet und durch Park- und Gartenanlagen ersetzt wurden, kann man noch heute sowohl ihre Anlage als auch diejenige der Zugbrücke erkennen.

Im Binnenhof sind zwei prächtige Taken angebracht; die eine, datiert 1751, stellt die Trösterin der Betrübten dar. Sowohl das Wappen der d'Arnoult et de Soleuvre als



1

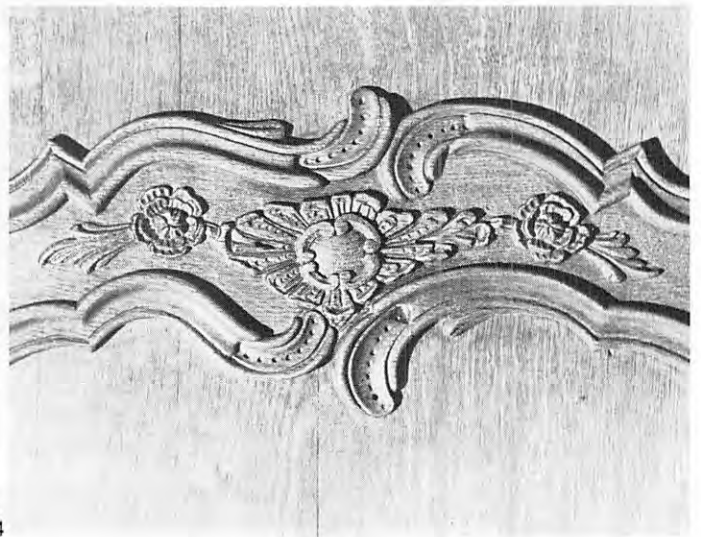


2

Differdingen, Schloß Arbed. 1: Sehr alte Tafel mit Darstellung des hl. Willibrord. 2: Eingangshalle mit Stilmöbel und venezianischer Uhr. 3 bis 6: Schrank, Kunstschnitzarbeiten.



3



4



5



6

auch die Inschrift erinnert an Marie-Marguerite Sybille, Baronne d'Arnould et de Soleuvre. Eine zweite Tafel beschreibt den Kindesmord des Herodes. Zwei weitere Taken auf der Gartenterrasse stellen die Flucht nach Ägypten und den hl. Willibrord dar.

In der Eingangshalle steht, außer einem schönen Schrank, eine venezianische Uhr; eine Holzterrasse mit schön geschnitzter Konsole führt in den ersten Stock, wo gemütlich eingerichtete Räume zum längeren Verweilen einladen. In einem Raum hängt ein fein graviertes Porträt vom Marschall Turenne, der 1645 während des 30jährigen Krieges und besonders während der Belagerung der Stadt Diederhofen sein Hauptquartier im Schloß eingerichtet hatte. Die Schloßbibliothek enthält seltene und komplette Erstausgaben französischer Dichter und Schriftsteller aus der ersten Hälfte des XVIII. Jh. Die Ausmalung der gewölbten Decke des großen Festsals wurde von der altrömischen Kassettendecke inspiriert. Besonders eindrucksvoll zeigt sich das Schloß im Herbst, wenn die Farbenpracht der Blätter der wilden Weinranken das alte Gemäuer in ein prunkvolles Gewand hüllen.

Norbert Thill

Die Kirche Luxemburgs in ihrem Werden, Wachsen & Wirken

FÜNFTES KAPITEL
JOHANN JOSEPH KOPPE
(1843-1918)

EIN LEBEN IM DIENST DER HEIMAT
von Jean Malget, Ehlingen
(Fortsetzung)

BISCHOF KOPPE UND TRIER

In der Kammer der Abgeordneten war keine Spur von Toleranz zu verspüren. Das zeigte sich klar in den Debatten um das neue Primärschulgesetz von 1912. Mit viel Entgegenkommen hatte der Geistliche und Deputierte Pierre Schiltz am 9. Mai 1912 in der Kammer gewarnt: „Wir sind überzeugt, daß aus dem Streit nichts Gutes erwächse für die Schule. Wenn Artikel 22 authentisch, unzweifelhaft erklärt wird, wie wir es verlangen; wenn die Erteilung des Religionsunterrichtes möglich gemacht wird; wenn wir eine gewisse Garantie bekommen, dann könnte ich fast von diesem Gesetz sagen, was ein französischer Dichter von Richelieu sagte: „Il m'a fait trop de bien, pour en dire du mal. Il m'a fait trop de mal, pour en dire du bien“. Die Vorschläge der Rechtspartei wurden mit 34 gegen 17 Stimmen abgelehnt. Der Bischof belegte die Verfechter des Gesetzes und die Abonnenten bestimmter Zeitungen mit dem Kirchenbann und verbot den Geistlichen, die Schulen zu betreten. Der Religionsunterricht wurde in den Kirchen und Sakristeien erteilt. Der Klerus stand damals wie ein Mann hinter dem Bischof.

Es versteht sich von selber, daß der Bischof mit diesen Sorgen im Herzen die Teilnahme am Internationalen Marianischen Kongreß in Trier wie eine Wohltat empfinden mußte. Am 29. Juli 1912 schrieb er dem Bischof von Trier: „Ihr Diener hat hochdero Appell vernommen und beeilt sich, Ew. Gnaden seiner vollen Bereitwilligkeit zu versichern, in die Lücken einzutreten, so gut es geht. Der Lückenbüßer (s.v.v.) wollte aber seine Sache gründlich machen und daher von Anfang an da sein, (sauf contre-ordre). Wir kämen am Samstag, dem 3. August, um 3.15 Uhr nachmittags (Sechs-Uhr-Zug ist schon spät für die Eröffnung). Mgr. Peiffer oder Herr Kanonikus Garnich wird der Begleiter sein. Einer gefälligen Mitteilung des Herrn Müller gemäß werde ich Mitra, Stab und Mozetta mitbringen. Soll mich herzlich freuen, wenn ich Ew. Gnaden bei dieser Gelegenheit einige Aushilfe oder Dienste leisten kann.

N.B. Eben geht mir eine telephonische Meldung zu, S. Em. der Kardinal Fischer, der zu Neuenahr zur Kur weile, sei sehr krank, sogar mit den hl. Sterbesakramenten versehen worden. Das wäre eine schlimme Sache für den Kongreß. Aber an Hiobsposten sind wir ja gewöhnt. Doch davon ein ander Mal. Genehmigen Sie, Hochwürdigster Herr, mit meinem besten Dank im voraus, die Versicherung amtsbrüderlicher Liebe und herzlichster Ergebenheit ...“.

In Trier wurde vom 3.-6. August 1912 der 6. Internationale Marianische Kongreß abgehalten. Kardinal Antonius Fischer hatte das

Protektorat dieses Kongresses übernommen. Da er aber am 30. Juli in Bad Neuenahr starb, trat Bischof Korum an seine Stelle. Am 2. August reiste Bischof Koppe zur Beisetzungsfierlichkeit jenes Mannes, der 1908 nach Luxemburg gekommen war, um als Ehrengast durch seine Gegenwart und seine Ansprache dem silbernen Jubiläum des Luxemburger Bischofs einen besonderen Glanz zu verleihen. Am Samstag, dem 3. August, begann in Köln um 8 Uhr der Leichendienst, gefeiert von Kardinal Kopp von Breslau, mit anschließender Beerdigung in der Gruft des Domes kurz vor Mittag. Um halb sieben war in Trier die Eröffnung des Marianischen Kongresses, bei der Bischof Koppe mit 14 andern Bischöfen, darunter auch der Luxemburger Bischof Fallize aus Norwegen und der Benediktinerabt Renaudin aus Clerf, anwesend war.

Luxemburg kam in jenen Tagen zur Geltung, dadurch, daß in das Präsidium des Kongresses der Rechtsanwalt und Abgeordnete Emile Reuter zum 2. Schriftführer gewählt wurde.

Zur Kundgebung des Sonntags war ein eigener Sonderzug von Esch-Alzette nach Trier eingeplant worden, der um 8.07 Uhr den Escher Bahnhof verließ. Wegen des unerwarteten Andranges mußte ein zweiter Zug eingelegt werden, der um 10.45 Uhr abfuhr. Der Preis für Hin- und Rückfahrt belief sich auf 2,60 Franken. An die 1000 Teilnehmer sollen aus der Diözese Luxemburg angereist sein. In der Männerprozession bildete die Luxemburger Kolonne mit der Niederdonvener Musikgesellschaft und dem Ahner Gesangsverein eine stattliche Länge. Die Männerversammlung im Festsaal „Treviris“, wo 2 500 Zuhörer zusammengekommen waren, wählte den Jesuitenpater Seiler aus Luxemburg zu ihrem Präses. Die Kundgebung in der „Bürgergesellschaft“ wurde durch das Referat von Emile Reuter, der über „Jugendkongregationen und Laienapostolat“ sprach, zu einem Erlebnis für die vielen Jugendlichen. Der Redner wußte in seiner gewinnenden und überzeugenden Art zu sprechen und das Publikum zollte dem Luxemburger Rechtsanwalt die gebührende Anerkennung. Leider mußte sein Referat wegen der vorgeschrittenen späten Stunde stark abgekürzt werden.

Der Schlußtag am Dienstag wurde für die anwesenden Luxemburger ein Glanztag. Nach dem Einzug der Bischöfe wurde vom Sodalienprediger, Prälat Selbst aus Mainz, eine Ansprache zum Thema „Maria, die Hilfe der Christen“ vorgetragen. Daraufhin hielt Bischof Koppe von Luxemburg das Pontifikalamt.

Obwohl der Gesundheitszustand des siebzehnjährigen Bischofs nicht besonders glänzend war, unterwarf er sich den Strapazen des 59. Deutschen Katholikentages in Aachen vom 11.-15. August 1913. Dann kamen die Sorgen nach dem 60. Deutschen Katholikentag in Metz mit dem anschließenden Prozeß. Kein Wunder daß die Gesundheit stark angeschlagen wurde.

Am 14. April 1915 erzählte Bischof Koppe dem Trierer Bischof umständlich seinen neuen „Casus“. Was er als Telegrafentitel bezeichnet, dürfte mit aller Hochachtung vor einem Kirchenfürsten mit „altväterlichem Geschwafel“ bezeichnet werden. „Feria V. in Coena Domini (Gründonnerstag) hatte ich celebriert, consecrirt (Öle), die Herren kommuniziert und alles „secundum Lucam et ordinem“ terminiert. Ein Übel an der linken Ferse (Quetschblatter) war aber die Veranlassung dazu, daß ich die Sandalen, die allzu weitherzig waren, nicht ablegte, sondern durch die Sakristei in den Seminarhof eilte zu dem bereitstehenden Wagen. So etwa zehn Meter vom Seminarstor entfernt und nur von Nikla begleitet, der übrigens schon zum Wagen geeilt war, stieß ich mich stark an einen Pflasterstein, so ein „lapis offensionis“, straukelte und wurde mit aller Wucht fortgeschleudert gegen das Tor, mit dem Kopf nach vorne und kam so zu Fall. So ein Kopfsprung aufs Pflaster ist aber etwas wie ein „Salto mortale“. Ich sollte das doch wissen, aber „Alter schützt vor Torheit nicht“. Ich war etwas verduzt, daß es so

Gedenkbild des Weihejahrgangs von 1916, zu dem auch die beiden ältesten Priester im Luxemburger Klerus (Ernest Biermann in Berburg und Ferdinand Thommes in Kayl) gehören. Die Weihen erteilte der Metzzer Bischof Mgr Willibrord Bentler.

VENITE EXSULTEMUS DOMINO.
JUBILEMUS DEO SALUTARI NOSTRO!
(PS. 118. 11)

IN MEMORIAM

LUSTRORUM DECEM VITAE
SACERDOTALIS NOSTRAE
ANNO MARIANO TRECENTARIO
VOTI SOLLEMNIS

LUXEMBURGI
1916. 25. 7. 1966

BIERMANN ERN. THOMMES FERD.
MOSSONG JOA. EM. WEIDERT PETRUS
STEIN MATTHIAS WEIS JOANNES
Goetzinger Hoffmann J.
Schon Art. Reckinger J.
MANE NOBISCUM, DOMINE.
QUONIAM ADVESPERASCIT ET
INCLINATA EST JAM DIES.
(11C. 84. 89)

(11C. 84. 89)



1: Mgr Ernest Biermann. 2: Andenken an sein goldenes Priesterjubiläum, das er im Jahre 1966 beging.



relativ gemächlich hergegangen, nur die Nase war arg gequetscht, während Kopf und Stirn von dem wasserdichten Filzhut geschützt waren und nichts mitbekommen hatten. Als ich mich aus der unpassenden Lage erheben wollte, fühlte ich im linken Arm und der Schulter einen grimmigen Schmerz, so daß ich an einen Arm- oder Schulterbruch denken mußte. Zu Hause angelangt, ließ ich gleich den Wunderdoktor Grechen kommen, der nach kurzer summarischer Untersuchung einen Schulterbruch konstatierte. Ich wollte das nicht zugeben, da ich ja gar nicht auf diese Seite gestürzt, sondern vielmehr zur rechten Seite aufs Pflaster gepurzelt war. Aber die Wissenschaft! Ora! Nun wurden nasse Umschläge und Wickeln und Kompressen angelegt und das wurde fortgesetzt während fast 8 Tagen. Ich forderte endlich eine gründliche Untersuchung durch Röntgenstrahlen, die noch am 7. April, mittwochs, stattfand. Am Ostertag aber schon, am 2. und 3. April, hatte ich eine „Entdeckung“ gemacht; am linken Oberarm, an der Brust und unter der Schulter waren handgroße, schwarze und blaue Flecken entstanden, die der Doktor sich nicht zu erklären wußte. Mir ging das Oberlicht auf. Weil ich etwas wackelig auf den Beinen war, mit diesen Schneeschlittski an den Füßen, hatte ich einen soliden Krückenstock zur Hand genommen, der nach dem Sturz ganz ruhig zu meiner linken Seite lag. Diese Krücke hatte den Blitzableiter gespielt und die Wucht des Sturzes paralisiert, indem sie sich unten mit dem Gummiknopf gegen das Tor oder Pflaster stemmte und mit oben unter den linken Oberarm und die Schulter wie ein „geölter Blitz“ hineinschlug und so den wuchtigen Schlag aufs Pflaster und einen quasi unvermeidlichen Schulterbruch und heftige Gehirnerschütterung verhinderte. Das war des Rätsels Lösung. Und wirklich, die Röntgenbilder bestätigten voll und ganz diese Deutung des Vorganges. Sie gaben folgendes Bild: Schulter ganz unversehrt, item Schultergelenk unberührt. Aber der untere Oberarmknochen, „humerus“ genannt, war so etwa zwei Zoll unter dem Gelenke oben im Zickzack zerrissen und am Außenrand nach hinten ist ein Splitter abgesprungen, ohne sich jedoch loszureißen, wie grosso modo beigefügte Figur zeigte. Ein ganz günstiger Bruch, der zum Erstaunen

aller Beteiligten schon wieder so weit geheilt ist, daß ich hoffe, nächsten Sonntag wieder celebrieren zu können. Schließlich also helles Glück im Unglück. Aber nun Schluß der Vorstellung. Mit Bedauern, daß ich Ew. Gnaden das nicht besser mündlich erklären konnte vor Samstag. Empfiehlt sich unter confraternellem Ave Ihr geringster Diener. Alia alia! Nachträglich noch beste Ostergrüsse.“

Kurz darauf, am 21. Oktober 1915 erlitt Bischof Koppes einen Schlaganfall im Erholungsheim der Franziskanerinnen in Clerf. Auf Wunsch des Kranken wurden ihm die Krankensakramente gespendet. Der Zustand des Bischofs verschlechterte sich so sehr, daß man das Schlimmste befürchtete. In der Folgezeit besserte sich der Zustand wohl wesentlich, doch ein langes Siechtum begann.

Die beiden ältesten Priester in unserm Klerus E. Biermann aus Grevenmacher und F. Thommes aus Kayl wurden am 25. 7. 1916 durch den Metzter Bischof Willibrord Benteler, geweiht.

Dann war es der Weihbischof Antonius Mönch von Trier, der am 29. 6. 1917 bereitwillig zur Aushilfe nach Luxemburg kam.

Am 27. November 1917 schrieb der Generalvikar Peiffer an Bischof Korum: „Am Quatembersamstag, dem 22. Dezember, ist wieder der Tag der hl. Weihen. Unser kranker Bischof wäre Ihnen sehr zum Dank verpflichtet, wenn Sie in Ihrer großen Güte uns wieder Aushilfe leisten und Ew. Gnaden oder Ihr hochwürdiger Herr Weihbischof zur Spendung der hl. Weihen bis zum Diakonats nach hier kommen wollen. Die Ankunft müßte abends vorher geschehen. Der Gesundheitszustand unseres Bischofs ist noch immer ungefähr derselbe. Der Geist ist sehr klar, aber die Lähmung dauert noch immer fort. Die tägliche hl. Kommunion und der Rosenkranz sind die Stärke und der Trost des geliebten Oberhirten“.

Die Prozession zum Schluß der Muttergottesoktave mußte ohne die Teilnahme des Luxemburger Bischofs abgehalten werden. An seiner Stelle stand der Trierer Bischof der zweiten Kriegsoktave vor. Am 29. Mai 1916 dankte vom Schloß Berg aus die Groß-

herzogin von Luxemburg, Marie Adelheid, dem Trierer Prälaten: „Noch unter dem Eindruck des schönen Festes, welches wir gestern zu Ehren der lieben Trösterin der Betrübten feiern durften, drängt es mich, Euer Bischöflichen Gnaden meinen innigsten und wärmsten Dank auszusprechen für die Ehre und Freude, welches Ihr Erscheinen und Mitwirken für mich und das ganze Land war.

Auch für unsern Hochwürdigsten Herrn, für den der gestrige Tag so besonders schwer war, wird es eine große Freude und Hilfe gewesen sein, Euer Bischöfliche Gnaden bei sich zu haben. Hätte ich nicht gefürchtet, die kostbare Zeit Euer Bischöflichen Gnaden so sehr in Anspruch zu nehmen, wie gerne hätte ich meinen Dank Euer Bischöflichen Gnaden persönlich ausgesprochen, ist es doch auch mein langjähriger Wunsch gewesen, Euer Bischöflichen Gnaden kennenzulernen, besonders seitdem ich die Freude hatte, Sie sprechen zu hören, gelegentlich der Fastpredigten 1913 in Trier.

Obwohl nur schriftlich, so kommt mein Dank doch sehr von Herzen wie auch meine Bitte, Euer Bischöfliche Gnaden möchten mich, mein Land und meine Familie in Ihr frommes Gebet einschließen und uns die Gnade großer treuer Liebe und Dankbarkeit zur lieben Trösterin der Betrübten, deren Schutz wir so viel verdanken, auch die Gebete Euer Trösterin der Betrübten, deren Schutz wir so viel verdanken, auch die Gebete Euer Bischöflichen Gnaden erhört haben und Ihnen mit reichem Segen und Schutz danken, daß Euer Bischöfliche Gnaden durch Ihr Kommen zur Verherrlichung ihres schönen Festes beigetragen haben.

Darf ich Euer Bischöfliche Gnaden um Ihren Segen bitten, in welchen ich meine Mutter und alle meine Schwestern besonders einschließen möchte.

Euer Bischöflichen Gnaden ergebene Marie Adelheid.

Am 4. Juni 1916 dankte der Bischof von Trier für diesen liebevollen Brief. Für ihn war er, von der edelsten Frau der Diözese Luxemburg geschrieben, ein Beweis des Dankes und der Anerkennung für alles, was er als treuer Nachbar jenseits der Our, Sauer und Mosel, für die Kirche in Luxemburg geleistet hatte. *(wird fortgesetzt)*



Der praktische Rat des HAUSARZTES

ICH KANN NICHT MEHR SCHLAFEN

Vor einigen Jahrzehnten, als die Contergan-Kinder zur Welt kamen, ohne Arme und Beine oder mit mißgebildeten Organen, und als sich herausstellte, daß die Ursache dieser Mißbildungen ein chemisches Schlafmittel sei, fragte sich die halbe Welt voller Entsetzen, wie so etwas nur möglich sei. Wer aber fragte schon, warum all diese jungen Mütter ein Schlafmittel einnehmen mußten? Warum war ein so gesundheitsgefährdendes Mittel so verbreitet? Es ist nämlich durchaus nicht notwendig, daß werdende Mütter Schlaf- und andere Mittel schlucken. Und es ist ebenfalls nicht notwendig, daß man mit Hilfe von Chemikalien, über deren Wirkung man fast nichts weiß, einen Zustand herbeiführen muß, der für den menschlichen Organismus mit normalen Mitteln auch zu erreichen ist.

Verstehen wir uns recht: Es gibt Fälle, in denen ein Mensch tatsächlich mit normalen Mitteln nicht schlafen kann. Es gibt Schmerzen, die das Einschlafen verhindern; es gibt auch die seltenen Fälle, in denen das Schlafsteuerungszentrum in der Hirnsubstanz nicht mehr funktioniert, und es gibt die Schlaflosigkeit der alten Leute. Im ersten Fall ist ein schmerzstillendes Mittel sinnvoller als ein Schlafmittel, im zweiten Falle braucht der Kranke eine spezielle Krankenhausbehandlung, im dritten Fall wird man wohl zu den üblichen Schlafmitteln greifen dürfen, jedoch nicht, ohne sich vor dem gewohnheitsgemäßen Einnehmen derselben zu hüten.

In allen anderen Fällen sollte man sich der Schlafmittel enthalten. Das soll nicht heißen,

daß man schlaflose Nächte im Bett verbringen soll, sich ruhelos wälzend von einer Seite zur andern, stöhnend und seufzend, um sich am Morgen mit bleischweren Gliedern zur Arbeit zu schleppen. Es will nur damit gesagt sein, daß es auch noch andere Mittel gibt, sich Schlaf zu verschaffen. Andere Möglichkeiten, die wirksam sind und zugleich unschädlich. Die Hauptsache unserer Schlaflosigkeit ist nämlich oft darin zu suchen, daß wir uns von unsern Arbeiten, Sorgen und Aufregungen nicht trennen können. Und hier gilt es einzugreifen, an der Wurzel des Übels. Wer es nicht fertigbringt, sich durch die Kraft seines Willens zu entspannen, der sollte zu folgenden Mitteln greifen:

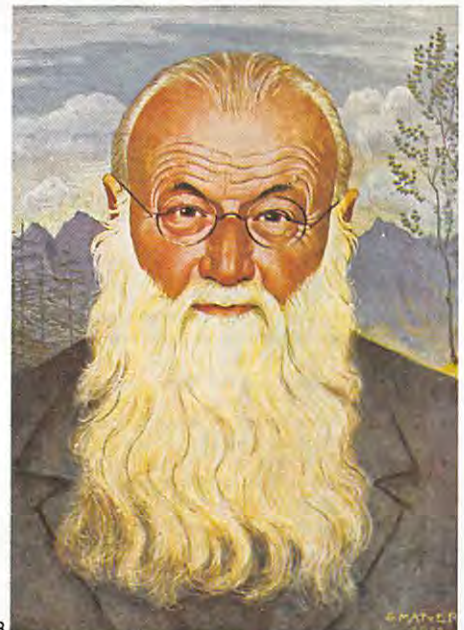
- 1) In einem gut durchlüfteten, wenig oder nicht geheizten Zimmer zu schlafen, bei geöffnetem Fenster;
- 2) vor dem Zubettgehen eine kalte Dusche zu nehmen, zur Beruhigung der Nerven;
- 3) nach dem Abendessen einen Spaziergang von zwanzig oder dreißig Minuten zu machen; dies ist besonders wirksam bei denen, die sich während des Tages wenig im Freien bewegen;
- 4) ein bis zwei Stunden vor dem Schlafengehen nichts mehr zu essen, besonders keine schwerverdaulichen Sachen. Denn solange der Magen arbeiten muß, sind auch andere Organe nicht bereit, auszuschalten. Ein warmes Getränk dagegen wirkt entspannend, Lindenblütentee oder dergleichen. Gehetzte Leute sollten nach dem Abendessen nicht mehr beruflich arbeiten. Die angeblich dringende, unbedingt wichtige Arbeit läßt sich am besten morgens um sechs oder sieben Uhr erledigen;

5) Es gibt auch die Leute, die nicht einschlafen können, weil sie körperlich nicht müde sind, weil sie ein bequemes Leben führen. Diese sollten am Abend irgendeine körperliche Arbeit verrichten.

Schließlich gibt es noch ein Mittel, und jeder, der nicht schlafen kann, sollte es wenigstens einmal versuchen, ehe er zu chemischen Mitteln greift. Der Schreiber dieses Artikels ist darauf gekommen, weil er viele Leute schon nur beim Zeitunglesen schlummern sah. Man kaufe sich ein langweiliges, unverständliches oder unverdauliches Buch und höre nicht auf zu lesen, bis man eingeschlafen ist.
Dr. G. E.



Der Schlaf ist die Kraftquelle unseres Lebens. Die Natur hält in den Heilkräutern und im Wasser Heilkräfte bereit, um Tausenden und Abertausenden von kranken Menschen Gesundheit und erholsamen Schlaf zu schenken. Bild 1: Heilkräutergarten und alte Apotheke in der Abtei Orval. 2: Die von Pfarrer Sebastian Kneipp gegründete Kuranstalt Wörishofen, in der schon zu Kneipps Lebzeiten jährlich etwa 20 000 Menschen Heilung fanden. 3: Kräuterpfarrer Johann Künzle.



Interview de Mgr Pierre Tchouanga

Evêque de Doumé à Abong-Mbang (Cameroun)

L'Eglise m'a demandé ce service redoutable de veiller sur une portion du peuple de Dieu au diocèse de Doumé.

Ce fut pour moi un immense étonnement et un acte de foi. Je n'avais jamais été dans cette région du Cameroun, pas même comme touriste, et voilà que l'Eglise me demande d'y aller pour continuer la mission des apôtres! C'est seulement quand la nomination m'a été signifiée que j'ai pris un annuaire des Missions Catholiques d'Afrique et que j'ai découvert ce qui constitue ce diocèse, mon diocèse.

Une superficie de 39 000 km²: plus grand que la Belgique, équivalent à 6 ou 7 départements français.

Une population de 150 000 habitants, dont 32 000 catholiques baptisés. C'est la partie de l'Est-Cameroun qui a une bonne proportion de catholiques. Il y a 12 paroisses, (dont 2 sans prêtre), et des centaines de postes de brousse desservis par un nombre tout à fait insuffisant de prêtres: 4 prêtres camerounais et 18 missionnaires spiritains et Fideidonom. Apportent leur aide apostolique: 6 Frères, 63 Soeurs (dont 20 Clarisses), 10 laïcs missionnaires et 440 Catéchistes. Il y a à assurer 5 Collèges avec 5 000 collégiens, de nombreuses écoles primaires et 11 Dispensaires (dont 2 léproseries).

Ce sont les Frères des Ecoles Chrétiennes qui ont créé le Collège de la Salle à Doumé. C'est ce collège très célèbre qui a formé la plupart des élites de l'Est-Cameroun, comme d'autres collèges, Vogt à Yaoundé, Libermann à Douala et St. Paul à Bafang.

Des religieuses travaillent dans le diocèse: à Abong-Mbang des Spiritaines. Il y a aussi des Petites Soeurs de la Providence: Congrégation italienne. Les Filles de Marie, Congrégation diocésaine de Yaoundé, qui connaît une grande expansion dans la Province ecclésiastique. Le monastère des Clarisses dont le progrès dans la vie contemplative est à soutenir avec assiduité. C'est une richesse exceptionnelle pour un diocèse.



1 - Mgr Pierre Tchouanga, évêque de Doumé à Abong-Mbang. 2 - La cathédrale de Nkongsamba, où Mgr Tchouanga, depuis 1973, exerçait la charge de curé-doyen. 3 - Les religieuses indigènes sont le meilleur fruit de la vitalité de l'Eglise camerounaise. Notre cliché représente le jardin d'enfants (maternelle) de Nkongsamba.

L'Est» c'est à dire une région caféière très développée par rapport aux autres départements de l'Est. La langue liturgique, c'est l'Ewondo, car depuis le début de l'évangélisation, le Sud du Cameroun comme l'Est faisaient partie du Vicariat Apostolique de Yaoundé. L'Ewondo a été partout adopté comme langue de catéchèse et comme langue liturgique; mais actuellement les jeunes originaires de l'Est n'aiment plus parler l'Ewondo, ils voudraient même étudier leur propre langue qui est le Maka et l'utiliser pour l'évangélisation et la liturgie. Cela suppose qu'à long terme les prêtres autochtones de l'Est étudient et travaillent leur langue. Il y a toute une enquête à faire pour fixer le vocabulaire, si l'on veut traduire les réalités chrétiennes de notre foi, il faut être sûr des termes qui donnent le sens exact des Mystères de notre foi.

En attendant c'est l'Ewondo qui sera toujours la langue de catéchèse dans la mesure du possible, surtout pour ceux qui n'ont pas été à l'école; autrement c'est les français spécialement pour ceux qui viennent d'autres régions.

LES HABITANTS. LEUR LANGUE. LEURS COUTUMES

Le groupe Maka, ce sont les autochtones qui habitaient le pays avant toutes les autres ethnies. Sur les 150 000 habitants du diocèse, ils forment une population de 70 à 80 000. D'autres éléments également autochtones ne dépassent pas la dizaine de mille.

Il y a aussi des Pygmées, au Sud du diocèse, mais ils ne doivent pas être très nombreux. La statistique officielle estime leur nombre à 45 000, au Cameroun. Or la plupart doivent se trouver dans l'actuel diocèse de Bertoua, et 5 000 environ sur le diocèse de Abong-Mbang.

Cela suppose une évangélisation particulière: des Soeurs de la Sainte Union ont commencé une expérience en se fixant à Moloundou; mais à l'heure actuelle je ne sais pas si leur action s'est étendue jusqu'à Lomié, paroisse la plus au Sud du diocèse, là où se trouvent les Pygmées. L'accès est difficile à cause du manque de route.

On trouve aussi des gens venant d'autres régions. Ainsi il y a des Baliléés qui se sont fixés dans ce département du Haut-Nyong, et d'après ce que j'aurais appris, plusieurs ont même des plantations de caféiers, preuve d'une implantation durable. Certains disent que ce diocèse: «C'est le Mungo de





1

2

1 - Clocher et demeure du missionnaire en brousse. 2 - La fondation d'un poste missionnaire suppose la présence d'une chapelle et d'une école. 3 - L'Ouest-Cameroun produit d'adroits sculpteurs et d'autres artistes capables de créer des oeuvres d'art en terre glaise, en cuivre, en fer, en toile et en bois; notre image représente une belle station de chemin de croix dans l'église de Foumban. 4 - Mgr Paul Bouque, évêque de Nkongsamba de 1934 à 1964, à l'occasion de son 50^e anniversaire sacerdotale à Viry-Châtillon (8. 7. 1975). 5 - Avec ses hardes et sa longue pipe, ce vieil indigène est encore attaché à l'esprit de ses ancêtres.



3

4

Je comprends l'Ewondo; j'ai confessé depuis des années les Ewondos. Je vais étudier cette langue d'une manière systématique puisque c'est la langue d'évangélisation du Centre-Sud et du Sud-Est, il est tout à fait normal que je maîtrise cette langue.

DIOCÈSE DE DOUMÉ À ABONG-MBANG

Le diocèse porte un double nom: d'après le décret papal, ce diocèse a été créé dans l'ancien diocèse qui avait pour siège Doumé. Cela forme encore 2

gros diocèses: le diocèse de Bertoua qui est le Chef-lieu de la Province Administrative de l'Est, et le diocèse de Doumé à Abong-Mbang.

Logiquement après l'éclatement de ce diocèse on ne devrait plus entendre parler de Doumé, mais comme c'est tout à fait humain, les chrétiens qui forment une proportion très remarquable à Doumé ont été un peu choqués par la perte de ce privilège que leur église était cathédrale.

Les autorités du Vatican ont été très sensibles à ce

sentiment, en conservant ce nom: Doumé à Abong-Mbang, mais en faisant remarquer à la délégation qui était venu en parler au nonce, que «l'Eglise suit l'histoire».

Abong-Mbang est un centre du point de vue géographique, administratif et économique. C'est cette ville qui est appelée à devenir Métropole dans l'Est Cameroun. Par conséquent l'Eglise ne doit pas aller dans le sens contraire, ni créer sa propre métropole. Abong-Mbang est au centre, à 70 ou 80 km des principales paroisses. Les chrétiens ont donc compris que si on appelle ce nouveau diocèse Doumé à Abong-Mbang, c'est pour rappeler que Doumé fut un ancien siège et que son nom ne peut disparaître dans l'Histoire de l'Eglise, et on a conseillé de l'appeler co-cathédrale.

CO-CATHÉDRALE DÉDIÉE AU SACRÉ-COEUR

Etant religieux Prêtre du Sacré-Coeur, cela m'est très agréable d'avoir une co-cathédrale dédiée au Sacré-Coeur. Il y a un peu d'affectif là dedans, mais comme c'est l'Eglise-mère, pour ainsi dire de tout l'Est, il est clair que nous ferons tout pour que son prestige et son rayonnement spirituel demeure. Par exemple nous pouvons en faire un lieu de pèlerinage parce que cette église renferme les restes de l'évêque fondateur de l'Eglise de l'Est Monseigneur Teerenstra. Comme c'est l'Année Sainte, nous pourrions demander que les chrétiens viennent là pour prier et gagner les mêmes indulgences qu'à la cathédrale.

Et puis cela nous permettra de toujours nous rappeler que nous sommes de la famille du Sacré-Coeur et que cette paroisse restera pour nous un centre de rayonnement spirituel et que l'ancien évêché pourra servir de centre de retraite et de recueillement.



5



DIVISION DU DIOCÈSE

L'ancien diocèse était extrêmement vaste: plus de 100 000 km² et une population inégalement répartie sur les 4 départements qui forment cette région Est.

Après enquête et étude, on s'est aperçu que le département du Haut-Nyom comptait à lui seul 150 000 habitants et une bonne proportion des catholiques de l'Est, tandis que les 3 autres départements n'avaient pas plus de 70 000 habitants chacun. On a jugé bon de faire un seul diocèse avec les 3 autres départements: Bertoua aura environ 260 000 habitants.

Le département du Haut-Nyom s'étend jusqu'à la frontière de la République Populaire du Congo au Sud; à l'Ouest le diocèse de Yaoundé et Sangmélima; au Nord le diocèse de Ngaoundéré; et à l'Est les autres départements de la Province de l'Est, à savoir: Kadei, Lom-et-Djerem, Boumba-Ngoko.

ÉVANGÉLISATION DES PYGMÉES

On essaie depuis des années de faire adopter aux Pygmées le style de vie des sédentaires; mais c'est un peuple de chasseurs qui est toujours en déplacement, et ils sont allergiques à cette forme de vie. Ici et là on essaie de fixer certaines familles; quelques jeunes sont allés à l'école et ont même fait des études secondaires.

Mais on a remarqué aussi que ceux qui deviennent sédentaires cherchent à transformer les autres en esclaves. Il est inadmissible qu'ils soient réduits en esclavage dès qu'ils sortent de la forêt. Cela permet de justifier leur entêtement à continuer leur vie traditionnelle.

C'est peut-être l'Eglise, si on a des religieuses comme les Soeurs de la Sainte-Union ou d'autres, qui essaient de vivre avec eux et qui les suivent de près, qui saura comment les évangéliser sans les déraciner. En tout cas il y a des Petits Frères de Foucauld qui ont entrepris de vivre vraiment avec eux, de se déplacer quand ils vont à la chasse au lion, ou du moins de les suivre sachant dans quelle zone ils se trouvent.

Je crois que ce sera quelque chose d'important si l'on trouve un prêtre assez disposé pour ce ministère très particulier.

ÈVÈQUE - RELIGIEUX

On dit que «l'évêque est en état de perfection» et l'on sait par ailleurs que «on entre dans la vie religieuse pour tendre à la perfection».

Bien sûr personne, en ce monde, ne peut prétendre avoir atteint la perfection; mais cependant je pense que ce que le Christ nous demande c'est d'avoir cette ferme volonté de tendre à la perfection. L'évêque, qu'il soit religieux ou non, doit inviter le peuple de Dieu à monter vers la perfection, parce qu'il a été choisi pour conduire le peuple de Dieu, et comme dit St. Pierre «Il doit être le modèle du troupeau.» et édifier non seulement par sa parole, mais par sa vie.

Or Dieu m'a donné cette grâce dès mon entrée au Grand Séminaire, de chercher une famille religieuse où je pourrais répondre d'une manière

constante à l'appel de Dieu, et j'ai opté d'être religieux dans la famille du Père Dehon.

Cette grâce, j'espère, va m'aider davantage dans le service que l'Eglise me demande, car j'aurai du moins appris comment on s'entraîne pour être parfait comme le Christ nous l'a demandé, «parfait comme le Père céleste». Même si je ne suis pas parfait, du moins je saurai que déjà, comme religieux, je suis interpellé par mon engagement; et maintenant, par mon service, un service spécial de l'Eglise, je suis de nouveau interpellé.

C'est pourquoi pour le choix de la croix pectorale, lorsqu'on m'a proposé de prendre la croix de profession que les religieux SCJ utilisent maintenant au Cameroun, j'ai dit: «C'est tout à fait normal; c'est une nouvelle profession que je vais faire. En me prosternant pendant le chant des

1 - Carte géographique de l'Afrique du nord-ouest. 2 - Mariage chrétien chez les notables de Bafoussam. 3 - Défilé solennel lors de la journée nationale de la République Unie du Cameroun. 4 - Groupement d'Action Catholique lors d'une récollection d'étudiants.





Après la messe dominicale: La culture occidentale et surtout chrétienne a grandement amélioré les pénibles conditions de vie des femmes indigènes.

litanies le jour du sacre, je vais de nouveau faire l'acte de consécration comme à ma profession religieuse. En même temps que je me donne à mon Eglise et à mon diocèse, je vais de nouveau me donner au Coeur du Christ. Je commence pour ainsi dire une nouvelle phase de ma vie religieuse et de ma vie apostolique.

A l'avance j'aurai une grande compréhension pour ceux et celles qui désirent répondre à la vie religieuse sous toutes ses formes. L'Eglise est fondée non seulement quand on a des prêtres et des évêques du pays, mais surtout quand on a aussi des religieux et des religieuses du pays.

A ce moment là on sait qu'il y a un groupe qui suit de près le Christ. Un groupe qui vivra comme «familier» du Christ. L'Évangile aura été vraiment compris, parce qu'on suivra plus le Christ de loin, ou pour attendre des miracles, mais parce que le Christ sera devenu un ami, un frère avec lequel il fait bon habiter.

MA VOCATION RELIGIEUSE

En plus des informations données par ailleurs sur mon passé, je voudrais ajouter quelques précisions sur l'origine de ma vocation.

Ma vocation religieuse est née de la grâce de Dieu, mais elle a été concrète dès le jour où j'ai réfléchi sur la vie spirituelle et sur la vie du prêtre. Je n'étais pas encore prêtre, mais j'ai vu qu'il y avait 2 styles de vie du prêtre: il y avait la vie de mes compatriotes devenus prêtres – mais il y avait aussi celle des Pères et des Religieux qui vivaient ensemble – alors j'ai commencé à me sentir interpellé.

Mes confrères camerounais devenus prêtres vivaient chacun individuellement, alors que les confrères religieux, sans même vivre sous le même toit, avaient un style de vie tout à fait autre. J'ai compris par là que c'est à la suite de leur engagement religieux qu'ils se considéraient comme frères. J'ai constaté que les religieux vivaient ainsi parce qu'ils se sont engagés à vivre une vie communautaire.

Très vite j'ai compris que, tout comme les premiers chrétiens, la vie sacerdotale ne peut être pleinement vécue que dans la mesure où tout est mis en commun. On dit que les premiers chrétiens «mettaient tout en commun», vivaient en commun. Alors j'ai compris que pour les prêtres, c'est tout à fait normal qu'ils vivent en communauté... Il est

bon de vivre avec des gens auxquels on peut faire des confidences... sans aucune crainte. Cela vaut mieux que de se retirer, d'être tout seul, d'être isolé.

Cela m'a permis de demander à Monseigneur Bouque, religieux des Prêtres du Sacré-Coeur, qui était alors mon évêque, de faire cette recherche de vocation religieuse. A l'époque cela a dérangé les plans de Mgr Bouque parce qu'il espérait que je serais l'un de ses prêtres diocésains dont il avait tant besoin, m'encourageant à étudier et à me préparer sérieusement.

Quand je lui ai fait cette confidence, il fut troublé, mais puisque c'était pour entrer dans sa famille religieuse SCJ, il accepta, me disant cependant: «qu'il me laissait la porte du diocèse ouverte; si la Congrégation ne m'acceptait pas, il me reprendrait sans histoires.» En m'envoyant au Noviciat en France, il me recommanda à son ami d'enfance, le Père Bolsigner, Maître des Novices: «Je consens ce sacrifice de vous envoyer mes séminaristes, mais il faut bien les former.»

A-t-il bien réussi? Toujours est-il que le 15 décembre 1954 j'étais reçu au Noviciat et que un an plus tard je faisais ma profession entre les mains du Père Blaise. Après je commençais ma Théologie à Lyon, puisque j'avais déjà fait ma Philo scolastique à Yaoundé. C'est le Père Didierjean qui m'initia à la théologie, et 2 ans plus tard, le Conseil Provincial me demanda de continuer en Faculté Théologique de Lyon. En Décembre 1958 je prononçais mes vœux perpétuels en la chapelle du scolasticat de Lyon et le 29 Juin 1959 j'étais ordonné prêtre dans la Primatiale par le Cardinal Gerlier.

J'ai terminé mes études avec la licence en Théologie et je suis rentré tout de suite pour commencer le travail dans diverses paroisses. En 1969 j'ai été nommé d'office comme 1^{er} camerounais à faire partie du Conseil Régional. Par la suite il devint normal d'être un confrère camerounais à ce Conseil, et les Pères Tankwé et Kamgang y ont été successivement.

Depuis lors nous souhaitons que d'autres camerounais nous suivent dans la Congrégation, mais il n'y avait pas de candidats à se déclarer. Cependant ces dernières années quelques jeunes se sont présentés, et l'on a été amené à créer un Noviciat à Ndoungoué. Puisque nous étions 3 religieux-prêtres camerounais nous faisons partie de l'équipe d'animation; j'étais chargé chaque année de présenter «l'Eglise» aux postulants et aux novices. Depuis lors je leur donnais des informations et des éclaircissements pour aider ces jeunes à nous suivre.

Il y a 2 ans le Père Provincial, au cours d'une conférence régionale au Cameroun, avait montré l'urgence et la nécessité les Profès camerounais ou Zaïrois par un religieux du pays. Je fus alors nommé pour accompagner les profès, aussi bien ceux qui sont étudiants que ceux qui travaillent déjà dans nos maisons comme Frères coopérateurs.

C'est donc sur la lancée de cette activité propre à la Congrégation que j'ai été invité à entrer dans un nouveau service d'Eglise. Je pense pouvoir continuer à encourager les Profès et que je pourrai les accompagner, au moins à titre privé, à se préparer à la Vie Religieuse et Apostolique. P. T.

DAS TÄGLICHE BROT für unsere Missionare

Nicht nur bei uns in Europa, auch in Übersee – in den Missionsländern – steigen die täglichen Lebenskosten zusehends.

Haben Sie schon einmal daran gedacht, daß sich unsere Missionare neben ihrer eigentlichen Aufgabe – der Ausbreitung des Glaubens – auch Speise und Trank, Kleidung, Wohnung, kurz die notwendigen Mittel zu einem menschenwürdigen Leben selbst beschaffen müssen? Von der Leitung der Diözese erhält jeder Missionar einen Kostenzuschuß von umgerechnet 30 LF, der bei weitem nicht ausreicht.

Wenn die Missionare frei sein sollen für ihren Missionsauftrag, brauchen sie helfende Hände, die sie beim Kampf um das tägliche Brot unterstützen.

Sie können helfen durch eine einmalige Spende oder durch einen regelmäßigen monatlichen oder vierteljährlichen Beitrag für die Aktion: DAS TÄGLICHE BROT FÜR UNSERE MISSIONARE.

STUDIENBÖRSE FÜR PRIESTERASPIRANTEN

Durch eine Studienbörse können Sie einem talentierten Jungen zum Priestertum verhelfen, der sonst nie sein Ziel erreichen würde.

Eine vollständige Studienbörse beträgt 315 000 F.

Eine Teilbörse:

für 1 Studienjahr	51 000 F
für 1 Trimester	17 000 F
für 1 Monat	5 100 F

Bericht aus Südafrika

Seit mehreren Jahren schon lag eine Einladung zum Besuch unserer Missionen in Südafrika auf dem Tisch. In diesem Jahr des 60jährigen Jubiläums dieses Missionsgebietes sollte er Wirklichkeit werden. Es war mir eine besondere Freude, nun auch das Arbeitsfeld unserer Missionare in Südafrika kennenzulernen, besonders das Wirken meines langjährigen Mitarbeiters und Freundes Pater P. Notermans – Lokaloberer in Aliwal North – aus nächster Nähe zu erfahren.

Pater Notermans war während des Zweiten Weltkrieges Kaplan und Seelsorger der Holländer in Berlin und hatte mir gleich nach Beendigung des Krieges, als ich gerade als blutjunges Greenhorn die Redaktion der Zeitschrift übernommen hatte, eine sehr interessante Artikelserie über Jahre hinaus von den Kriegereignissen in Berlin mit dem Titel „Von der Weltstadt zum Schutthaufen“ geschrieben. Mit diesen beachtenswerten Artikeln hatte er sein literarisches Talent unter Beweis gestellt und seinen Drang nach Missionsbetätigung bekundet, dem er sehr bald durch seine Abreise als Missionar nach Südafrika nachkam. Den Lesern unserer Zeitschrift ist Pater Notermans kein Unbekannter mehr, denn im Laufe der Jahre hat er mehrmals über seine Eindrücke im Missionsland und von seiner Missionstätigkeit berichtet.

Gilbert freute sich sehr als er von der Provinzleitung die Erlaubnis erhielt, mich auf dieser Missionsreise begleiten zu dürfen. Für ihn sollte es der erste hautnahe Kontakt mit dem brennenden Problem der Weltmission werden.

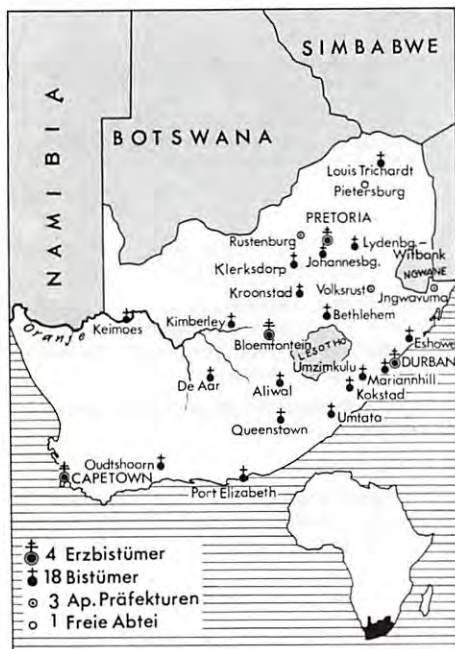
60 JAHRE HERZ-JESU-PRIESTER IN SÜDAFRIKA

Seit dem Jahre 1923 wirken die Herz-Jesu-Priester in Südafrika. Durch das päpstliche Dekret vom 12. Juli 1923 wurde die Gariep-Mission (heute Diözese Aliwal) den Herz-Jesu-Priestern der deutschen Ordensprovinz anvertraut. Die erste Missionsgruppe bestand aus vier Missionaren, unter der Leitung von Mgr. Franz Wolfgang Demont.

Mgr. Demont – geboren am 22. 11. 1880 in Aachen – hatte im Jahre 1900 in Clairefontaine seine humanistischen Studien abgeschlossen. Er hat zeitlebens unserer Schule seine Treue und Anhänglichkeit bewiesen. Am 22. 3. 1936 im Aachener Dom zum Bischof geweiht, wurde er zum ersten Apostolischen Vikar von der Aliwal-Mission.

Bei der Einführung der kirchlichen Hierarchie in Südafrika (1951) wurden die Apostolischen Vikariate in selbständige Diözesen umgewandelt. Ein großer Teil des Vikariates Aliwal fiel damals an die neu errichtete Erzdiözese Bloemfontein. Trotz dieser Abtrennung blieb die Diözese Aliwal noch so groß wie Holland und die Schweiz, also etwa dreißigmal größer als das Luxemburger Land.

Republik Südafrika



LAND UND LEUTE IN SÜDAFRIKA

Vor 500 Jahren war das Land im südlichen Afrika sozusagen unbekannt. Erst Heinrich von Portugal (1394-1460), der als „Heinrich der Seefahrer“ bekannt ist, entdeckte mit seinen Expeditionsflotten als erster Europäer das südliche Afrika. Er hatte die Absicht, durch den Handel mit Gewürzen, Seide, Elfenbein und Sklaven großen Reichtum zu erwerben, den er für den Kampf gegen die Feinde des Christentums benötigte. Als Beweis seiner Landung und seines christlichen Glaubens ließ er für die Nachwelt ein beschriftetes Granitkreuz errichten, das an die Neuentdeckung erinnert.

Zwischen der ersten Landung der portugiesischen Seefahrer und der Gründung der ersten Siedlung am Kap der Guten Hoffnung vergingen fast zweihundert Jahre. Während dieser Zeit benutzten holländische und britische Schiffe die südlichen Häfen zur Zwischenlandung als Versorgungsstationen für Lebensmittel und insbesondere Frischwasser.

Erst als 1652 Jan van Riebeeck in der Tafelbucht landete, legte er im Auftrage der Niederländisch-Ostindischen Kompanie den Grundstein zur ersten Siedlung, aus der sich das heutige Kapstadt entwickelte.

Als nach dem Zweiten Weltkrieg den Missionaren aus Europa die Einreise nach Südafrika fast unmöglich gemacht wurde, schickte im Jahre 1948 die amerikanische Provinz der Herz-Jesu-Priester ihre ersten sechs Missionare in das Missionsgebiet von Aliwal. Nach einiger Zeit – am 24. März 1953 – erhielten die amerikanischen Mitbrüder ihr eigenes Arbeitsfeld: die Apostolische Präfektur De Aar (heute Diözese De Aar), ein Gebiet, das mit einem Flächeninhalt von 47 655 qkm grösser ist als die Schweiz.

1 und 2: Krals der Eingeborenen im Herschel-Distrikt (Südafrika). Trotz der einfachen Bauweise zeugen diese runden schmucken Hütten von einem kunstvollen Formgefühl ihrer Bewohner. Die Muster (Bild 1) werden mit den Fingern, einem Stöckchen oder den Zinken einer Gabel im nassen Lehm angebracht.





1: Mgr Franz Wolfgang Demont, der am 12. Juni 1923 die Gariep-Mission (heute Diözese Aliwal) gegründet hat. 2: Außenansicht der Kathedrale von Aliwal. 3: Heidnischer Zauberer. Er hat bei den Bantu-Stämmen immer noch viel Einfluß. 4: Heidnische Frau in Südafrika, die sich mit besonders vielen Armringen geschmückt hat. 5: Christliche Mutter mit Kind im Herschel-Distrikt.

Während der ersten Jahre hatte die kleine Siedlung mit vielen Problemen zu kämpfen, deren Lösung durch anhaltenden und heftigen, das Farmland verwüstenden Südostwind nicht erleichtert wurde. Geringe Ernteerträge und mannigfache Enttäuschungen führten unausweichlich dazu, nach besser geschütztem Land und besseren Anbaubedingungen zu suchen. So war um das Jahr 1700 der Ausdehnungsprozeß in das benachbarte Landesinnere in vollem Gange. Die – „Treck“ genannte – Suche nach mehr und besser geeignetem Land setzte sich bis weit ins 19. Jahrhundert hinein fort, also bis zu der Zeit, in der die Grenzen der heutigen Republik Südafrika erreicht und gefestigt waren.

Die Beziehungen der ersten Siedler zu den nomadisierenden Hottentotten mit ihren Viehherden war zunächst friedlich. Erst beim weiteren Vordringen nach Osten stießen die weißen Ansiedler (Buren) auf die kriegerischen Bantu-Stämme. Eine weitere Gefahr für die ersten Ansiedler waren die Pocken, welche Seeleute aus Ostindien eingeschleppt hatten und die in kurzer Zeit eine Großzahl von Kapmalaien, Buren und Hottentotten dahinnraffte.

Im Jahre 1820 trafen etwa 5 000 britische Auswanderer in Südafrika ein, um sich an der Ostgrenze der Kolonie anzusiedeln. Ihre Ankunft beeinflusste die Zukunft Südafrikas in mehrfacher Hinsicht. Sie änderten die frühere einsprachige Gemeinschaft, indem sie den Gebrauch der englischen Sprache einführten. Da sie in dem gefährlichen Gebiet zu den Schwarzen hin als Puffer dienen sollten, wurden sie bald Seite an Seite mit ihren afrikanischen Nachbarn in die Schrecken des Krieges hineingezogen.

In einem zweiten organisierten Einwanderungsschub kamen um die Mitte des 19. Jahrhunderts über 4 000 deutsche Siedler, Angehörige der Krimlegion unter britischer Führung, nach Südafrika. Unter großen Schwierigkeiten entwickelten sie das Land und schützten die westliche Kap-Kolonie gegen die kriegerischen Bantu-Stämme.

Das 19. Jh. begann als Periode innerer Gegensätze und dauerte als Zeit der offenen Konflikte an, bis es im mörderischen Kampf zwischen Buren und Briten endete. Dem Druck der britischen Regierung in Kapstadt suchte sich ein großer Teil der Buren durch den „Großen Treck“ (1838) zu entziehen. Sie

wandten sich nordostwärts, überquerten den Oranje- und gründeten die unabhängigen Burenrepubliken Oranje-Freistaat (1865) und die Südafrikanische Republik Transvaal (1853). Andere zogen in das Küstenland Natal. 1910 schlossen sich Kapkolonie, Natal, Transvaal und der Oranje-Freistaat zum südafrikanischen Einheitsstaat zusammen. Außerhalb der Union blieben die reinen Bantu-Gebiete Basuto, Swasi- und Betschuanaland. Südafrika wurde nach der Verfassung von 1961 eine parlamentarische Republik.

DIE URBEVÖLKERUNG

Die Frage nach der Urbevölkerung von Südafrika ist schwer zu beantworten. Als die Portugiesen und Holländer dort landeten, stießen sie in den Küstengebieten auf die Hottentotten. Weiter landeinwärts lebten die Buschmänner ohne feste Wohnsitze. Diese schlugen in Höhlen und Felsen ihre Lagerstätten auf. Noch heute findet man sogenannte Buschmannszeichnungen – Szenen vor der Jagd und aus dem Tierleben darstellend – an den Wänden von Höhlen. Durch die Erforschung dieser



3

4

5

Höhlenmalereien hat sich der deutsche Ethnologe Leo Frobenius (1873-1938) einen Namen gemacht. Seit 1924 wurden in Südafrika fortlaufend vorgeschichtliche Knochenfunde gemacht: in Tautung (von Dart), in Sterkfontein (von Broom), in Swatkrans (von Broom), in Olduvai Gorge (von Leakey). Sie gelten als die ältesten anthropologischen Funde und können als Modelle für die stammesgeschichtliche Ausgangsform des ersten Menschen angesehen werden.

Der größte Teil der südafrikanischen Eingeborenen sind die Bantu-Stämme. Heute leben sie in den Reservaten Basutoland und Swasiland und in mehreren kleinen Gebieten. Die Vermehrung der eingeborenen Bevölkerung macht der weißen Führungsschicht große Sorgen, wie überhaupt die Eingeborenfrage eine der brennendsten ist.

ARBEIT UND INDUSTRIE

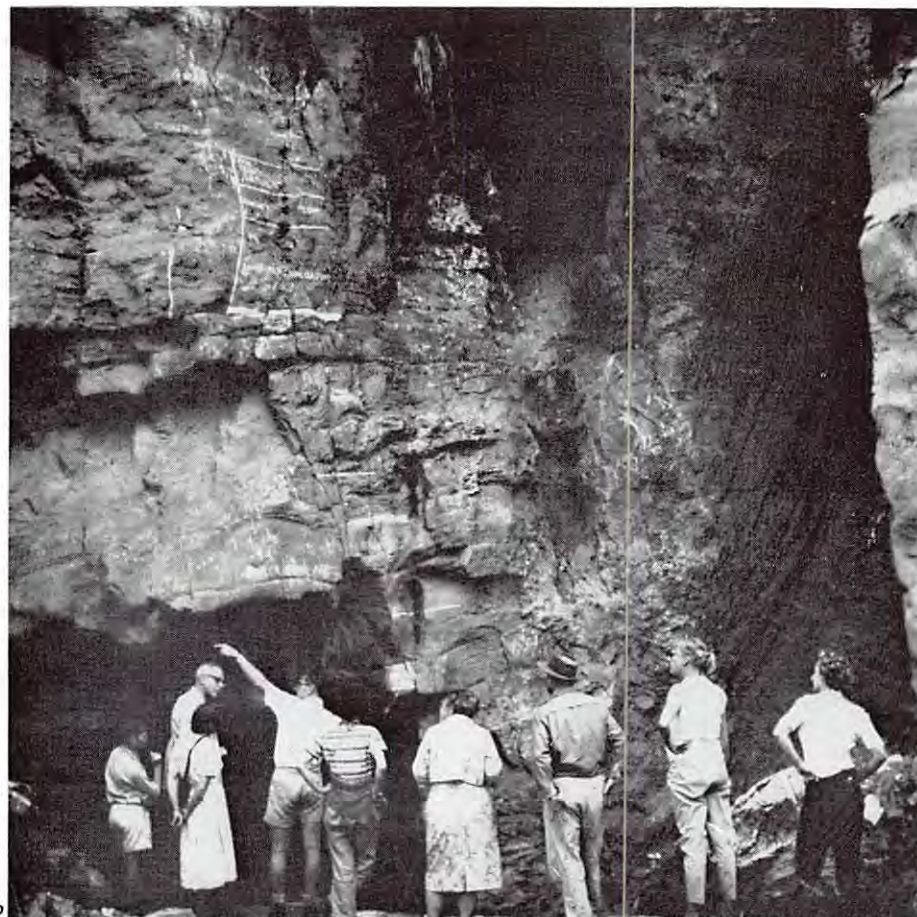
Bis zur Entdeckung der Diamanten und des Goldes war sowohl bei den Bantu als auch bei den Weißen die Landwirtschaft der einzige Wirtschaftszweig, der fast ausschließlich der Selbstversorgung diente. Erst mit der gewaltigen Entwicklung des Bergbaus konnte sich auch eine kommerzielle Landwirtschaft entwickeln. Südafrika ist eines der an Bodenschätzen reichsten Länder der Erde. Am bekanntesten sind die Gold-, Uran- und Diamantenvorkommen.

Ein besonderes Kennzeichen der südafrikanischen Wirtschaft ist die starke Integration der Bantu-Neger in den Arbeitsprozeß. Das große Angebot billiger, ungelerner Arbeitskräfte hat einen starken Einfluß auf die Wirtschaftsstruktur im ganzen

1: Der Arzt und Paläontologe R. Broom entdeckte im Jahre 1956 hier bei Sterkfontein in Transvaal, 65 km von Johannesburg entfernt, die Schädel fossilen eines erwachsenen Plesianthropus, der vor rund 800 000 Jahren gelebt hat. Südafrika gehört zu den führenden Ländern der Welt auf dem Gebiet der anthropologischen und paläontologischen Forschungen. 2: Bei der Besichtigung der prähistorischen Höhlenmalereien in der Kap-Provinz.

Land. Die Schwarzen lassen sich als Arbeiter anwerben und wohnen dann in sogenannten „Compounds“, aus denen sie während der Arbeitsjahre nicht herauskommen. Oder sie ziehen mit ihren Familien in die Städte der Weißen, wo man am Rande jeder Stadt abgesonderte Eingeborenenviertel („locations“) für sie eingerichtet hat. In den späten Abendstunden ist den Eingeborenen das Betreten der eigentlichen Stadt grundsätzlich untersagt. Sie haben auch ihre getrennten Kirchen und Schulen. Die Eisenbahn befördert sie in besonderen Wagen, wie auch öffentliche Lokale getrennt für Schwarz und Weiß sind. Obwohl die Schwarzen mit und neben den Europäern arbeiten und leben, ist doch eine Vermischung von Schwarz und Weiß praktisch unmöglich, weil scharfe gesetzliche Maßnahmen getroffen wurden.

Die sogenannten Mischlinge („Coloureds“) umfaßt neben den Kapmischlingen aller Schattierungen die Gruppe der Kapmalaien und die letzten Vertreter der ältesten Bevölkerung Südafrikas, der Bushmänner und der Hottentotten. Die Gruppe der Asiaten umfaßt neben den Indern eine kleine Anzahl von Chinesen. Für die „Coloureds“ gelten die gleichen scharfen Trennungsmaßnahmen wie für die Eingeborenen.



DIE KATH. KIRCHE IN SÜDAFRIKA

Das riesige Gebiet Südafrikas konnte erst spät von der katholischen Mission erfaßt werden. Die Unduldsamkeit der kalvinistischen Holländer, die sich seit 1652 am Kap niedergelassen hatten, ließ jahrhundertlang keinen katholischen Priester zu. Diese Einstellung ging auch auf die seit 1806 im Lande weilenden Engländer über. Erst 1837 konnte das erste Apostolische Vikariat von irischen Weltgeistlichen gegründet werden. Die Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Mariä kamen 1850 hinzu und erhielten das über die Hälfte Südafrikas umfassende Vikariat Natal. Sie leiteten einen neuen Abschnitt in der Geschichte der katholischen Kirche Südafrikas ein. Mit ihnen begann auch die Missionierung bei den Bantu-Stämmen. Die Trappisten haben 1882 von Mariannhill in Natal aus ihre große Missionsarbeit bei den Zulu begonnen. Infolge der schon damaligen Trennung von Weißen und Schwarzen entwickelte sich eine zweifache Art von Apostolat. Wer seelsorgerisch für die Weißen wirkte, bediente sich der englischen Sprache; wer bei den Schwarzen und Mischlingen tätig war, erlernte jeweils die Sprache des Stammes, den er betreute: Zulu, Xhosa, Twana, Lesotho, Venda usw. Allmählich kamen weitere Ordensgemeinschaften und Hilfskräfte hinzu, um sich sowohl der Seelsorge der weithin zerstreuten weißen Katholiken als auch der Missionierung der Einheimischen und der eingewanderten Inder, Malaien und Mischlingen anzunehmen. So wurden nacheinander in schneller Reihenfolge mehrere Apostolische Präfekturen gegründet: Mariannhill (1909), Petersburg (1910), Eschhowe (1921), Swasiland (1923), Lydenburg (1923), Kronstadt (1923), Gariep (1923), Umlata (1930), Queenstown (1938), Bethlehem (1948), Pretoria (1948), Bloemfontein (1951). Heute umfaßt Südafrika 25 verschiedene Missionsprengel.

Abgesehen von den Mohammedanergebieten des Nordens hatte kaum ein Missionsgebiet Afrikas mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen wie Südafrika. Schuld daran waren das üppig wuchernde Sektenwesen und die große Unduldsamkeit gegenüber der katholischen Kirche, zumal von seiten der Buren sowie der ständig brodelnde Rassenkampf und die geographischen Beschwernisse.

Die katholische Kirche Südafrikas, zu der sich heute rund 2 Millionen bei einer Gesamtbevölkerung von 24 Millionen bekennen, hat bereits in mehreren Verlautbarungen gegen die Rassenpolitik der Regierung Stellung genommen. In einem gemeinsamen Hirtenschreiben der Bischöfe Südafrikas hieß es: „Diskriminierung der Hautfarbe ist ein Verstoß gegen die Rechte der Nicht-Weißen und ihrer natürlichen Würde als Menschen. Die Gerechtigkeit verlangt eine allmähliche Hinführung der Nicht-Weißen zur vollen Teilnahme am politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben des Landes.“ In einem späteren Hirtenbrief wurde die Unvereinbarkeit der Apartheid-Politik mit der menschlichen Würde und dem christlichen Glauben wiederholt und ausdrücklicher als vorher die Rassenintegration als Endziel gefordert.

Nach dieser einleitenden – zum besseren Verständnis der Schwierigkeiten in Südafrika – größeren Einführung über Land und Leute, werde ich in der nächsten Folge über den Besuch der einzelnen Missionsstationen und über unsere Eindrücke bei den Begegnungen mit den Missionaren und der Bevölkerung berichten.

(wird fortgesetzt)
P. Hilden

Missionsmeßbund des Heiligsten Herzens Jesu

Die Missionsschule von Clairefontaine läßt täglich eine hl. Messe für ihre Wohltäter, lebende wie abgestorbene, lesen. Personen, die 500 F und mehr für die Heranbildung von Priestern und Missionaren spenden, haben Tag für Tag Anteil an den Früchten dieser hl. Messe. Der Meßbund ist also eine Dankbezeugung unsern Wohltätern gegenüber.

Pater Alfred Lulling†

Dem toten Freund zum Gedenken

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug an jenem Mittwochmittag die Nachricht ein, daß du, lieber Freund, allzu früh und unerwartet das Zeitliche gesegnet hast.

Gewiß, wir wußten, daß dein Herz seit Jahren ein wenig angeschlagen war, doch hofften wir, daß dein heiteres Wesen, dein Lebensdrang dieser Belastung gewachsen wären. Doch es kam anders. Mitten in deiner Arbeit und in der Sorge um deine Klostergemeinschaft hast du uns verlassen.

Unsere Freundschaft zählt schon viele Jahre. Sie reicht zurück in die Zeit, wo wir als kleine Septimaneer in Clairefontaine auf der Schulbank saßen. Wir hatten damals gemeinsam, daß wir alle beide ein großes Heimweh hatten und nicht gerade Asse im Rechnen waren. Schon damals wirkte dein offenes, heiteres Wesen wie ein Magnet auf mich. Du konntest uns unterhalten, hie und da auch ein wenig abgeben, und immer wieder hattest du neue Witze auf Lager. Du warst ein gefühlvoller Mensch, und auch hier fand ich eine intime Gemeinsamkeit mit dir. Daß deine Mutter früh starb, hat dich tief ins Herz getroffen. Wie oft erzähltest du mir von ihr mit Tränen in den Augen.

Nach Abschluß unseres Studiums in Clairefontaine entschlossen wir uns gemeinsam, im Jahre 1942, uns ganz Christus und Seinem Reich der Liebe zu weihen im Priester- und Ordensleben.

Später waren wir wieder in Löwen (Belgien) zusammen, wo wir Philosophie und auch Theologie an der Fakultät der Jesuiten studierten. Hier holtest du dir die Lizenz in der Theologie.

Einige Jahre nach unserer Priesterweihe arbeiteten wir zusammen in Fünfbrunnen im Apostolat der Exerzitien und Volksmissionen. Wir haben zirka zwanzig Volksmissionen und religiöse Wochen gemeinsam ge-



halten. Mit dir, lieber Freund, war die Zusammenarbeit leicht. Obschon wir oft nicht derselben Meinung waren, fanden wir trotzdem immer einen gemeinsamen Weg. Du warst ein großer Optimist im Apostolat. Gab es Probleme, Schwierigkeiten, war eine Situation so ziemlich verfahren, dein Lächeln

half, und auch dein ermutigendes, heiteres Wort.

In den Volksmissionen und religiösen Wochen übernahmst du immer die Christuspredigt und den Vortrag über die Nächstenliebe. Das waren so deine Lieblingsthemen. Da konntest du dich begeistern und auch andere mitfortreißen.

Du warst ein guter Mensch und hattest viel Verständnis für die Anliegen und Nöten deiner Mitmenschen. Ich erinnere mich noch, wie sie zu Fünfbrunnen zahlreich zu dir kamen, Junge und Alte, um bei dir einen guten Rat zu holen. Dein frohes und aufgeschlossenes Wesen, deine Kontaktfreudigkeit, kamen dir dabei sehr zugute.

Nun bist du deinen Weg zu Ende gegangen. Die Anwesenheit des Herrn Bischofs sowie zahlreicher Mitbrüder, Freunde und Bekannte bei deinem Begräbnis bewies, wie sehr man dich und deine Arbeit zu schätzen wußte. Nun bist du für immer eingegangen in den Frieden deines Herrn und Meisters, Dessen Frohe Botschaft du immer wieder verkündet hast. Du hast den Reichtum Seiner Liebe und Seines Erbarmens so vielen Menschen gebracht. Hilf uns deshalb, die wir noch ein kleines Stück Erdenweg zu gehen haben, hilf uns, wie Paulus sagt, noch weiter den Menschen den unermeßlichen Reichtum der Liebe Christi zu bringen.

Lieber Freund, freue dich nun für immer in der Liebe deines Gottes und in der Osterverkörperung Christi, deines göttlichen Meisters.

amicus



AUFLÖSUNG
AUS NR. 7/1983

■ A L R ■ ■ ■ L R H ■
 ■ N E P O M U K ■ O R E G O N
 O D E ■ G ■ L O E T E N ■ N ■
 ■ A ■ G E I S T ■ G R I F
 A L P E N ■ T R E I S I G E
 ■ U ■ G ■ S E L E N E ■ G ■ M
 ■ S T E U E R ■ N N ■ S I R E
 W I E N ■ H ■ S I E N A ■ E ■
 ■ E T ■ R E B E ■ P A R A D E
 ■ N E G E R ■ N I E ■ G I E R

dt. Komponist	Ende des Karnevals	Steppstoff	Zeichen-gerät	engl. Zahlwort	german. Gott	Ton, Laut	Spitzname Eisenhowers	Wort-schwall	japan. Brettspiel
					unan- genehm				
Wert- papier				Körper- glied	Halb- edel- stein	Viereck			
Fleisch- gericht		Stadt in Syrien	Todes- kampf					Stadt in England	Einsied- ler
			Schmuck- stück			Hafen in Arabien	Berliner Witz- figur		
frz. Kom- ponist	Kleb- stoff				Bühnen- werk	Herbst- blume			
			süd- amerik. Vogel	Sauer- stoff- ver- bindung			Gebirge auf Kreta	Ort bei Gronau/ Westf.	
polni- scher Kom- ponist	oben ange- führt/ Abk.		Angst- traum		frz. Artikel	österr. Kom- ponist			
				Jammer				griech. Buch- stabe	
chines. philos. Begriff			falsch denken			frz. Schrift- steller			

BÜCHER

die wir empfehlen

THEOLOGIE

Peter Boekholt, Kinder- und Jugendgottesdienste. 13 Modelle mit einem Anhang zu rechtlich-pastoralen Aspekten. Reihe: Konkrete Liturgie. 168 Seiten, kartoniert, 16,80 DM. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg.

Der Autor der vorliegenden Neuerscheinung versucht mit einfachen Symbolen den Kindergottesdienst zu einem eindrucksvollen Erlebnis zu machen, um so den jungen Christen in der Kirche Heimat zu vermitteln.

Die hier angebotenen Gottesdienstmodelle mit ihren Symbolen sollen den Kindern und auch den Erwachsenen helfen, religiöse Grundwahrheiten besser zu begreifen. Dazu ein Beispiel: Daß Zank, Streit und Unehrllichkeit nicht richtig sind, wird von den Kindern eindrucksvoll erlebt mit dem Symbol Stein, dessen Ecken und Kanten den Gehalt von Sünde und Schmerz besser als Worte darstellen. Denn ein Stein kann weh tun; wenn unser Herz wie ein Stein ist, kann es andere verletzen. Insgesamt fünf Symbole, Stein - Blume - Hände - Stock - Sonne, die in 13 Gottesdienstmodellen angeführt sind und aus der Kinderseelsorge entstanden sind, entsprechen dem Fassungsvermögen von Kindern und Jugendlichen und fördern so die aktive Teilnahme am Gottesdienst.

Jeder verantwortungsbewußte Seelsorger, der sich mit der Kinder- und Jugendliturgie ernsthaft beschäftigt, wird in dieser Publikation eine wesentliche Bereicherung für sein pastorales Wirken finden.

KIRCHENRECHT

Hugo Schwendenwein, Das neue Kirchenrecht, Gesamtdarstellung, 638 Seiten, Gebunden S 800, DM 120, ab 31. 12. 1983 S 1000, DM 150, Verlag Styria, Graz-Wien-Köln.

Die Neufassung des Kirchenrechts macht natürlich auch ein neues Handbuch, das den in der kirchlichen Arbeit Stehenden und den Studierenden eine rasche Information bietet und zugleich auch wissenschaftlicher Betrachtung gerecht wird, notwendig. Eine bloße Übersetzung der Canones ins Deutsche erscheint für den praktischen Gebrauch unzureichend, es bedarf vor allem auch vielfältiger Erklärungen, wie sie eine Gesamtdarstellung des Rechtsstoffes zu bieten in der Lage ist. Selbstverständlich sind die für die Praxis wichtigeren Materien ausführlicher behandelt.

TECHNIK

Das große Werkbuch Elektronik. Das große Arbeitsbuch mit Entwurfsdaten, Tabellen und Grundschaltungen für alle Bereiche der angewandten und praktischen Elektronik. Von Ing. Dieter Nährmann. 4., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. 1218 Seiten, 1150 Abbildungen und zahlreiche Tabellen. Lwstr-gebunden mit Schutzumschlag, ISBN 3-7723-6544-2. Subskriptionspreis bis 31. 12. 1983 DM 88,-; ab 1. 1. 1984 endgültiger Preis DM 108,-. Franzis-Verlag, München.

Zunächst zum Inhalt selbst. Eine ganz klare Gliederung in drei Hauptteile fällt auf:

1. Praktische Grundlagen - Entwurfsdaten der Elektronik.
2. Elektronische Bauelemente für den Schaltungsentwurf, Aufbau, Eigenschaften, Werte, Bauformen und Berechnung aus der Praxis.
3. Schaltungstechnik der Nieder- und Hochfrequenz aus der Praxis.

Das ist vernünftig, das entspricht den Stadien der praktischen Elektronik-Arbeit. Wer sich im zweiten Teil umsieht, braucht sich nicht mehr mit dem Elementaren des ersten Teiles zu belasten und der dritte Teil tangiert ihn noch nicht. So wird der Benutzer von dem Autor sicher dorthin geführt, wo die Lösung seines Problems zu finden ist. Ja, das ist das Schöne an dieser Wunderkiste in Buchform: Der Autor zeigt den praktikablen IST-Zustand der Elektronik und hält sich nicht mit dem Warum und Weshalb auf. Da haben wir erneut einen Pluspunkt für die Beliebtheit des Großen Werkbuches Elektronik.

Die hervorstechenden Themen dieses umfangreichen Arbeitsbuches nennen? Wo anfangen, wo aufhören? Hier sei eine ganz bescheidene Auswahl genannt: Ton-, Meß- sowie Gleich- und Wechselstromtechnik. Grundwissen der Digitaltechnik mit zahlreichen Beispielen, die Eigenschaften der Bauelemente, Berechnungen für den Schaltungsentwurf, Bauteileformen, Optoelektronik mit technischen Daten und Schaltbeispielen, Schutzschaltungen von Ein- und Ausgängen. Spannungsteiler in der Meßtechnik, Grundschaltungen einzelner elektronischer Bausteine und Grundschaltungen für die HiFi-Technik. Neu, die Theorie und Praxis der HF-Technik. Neu, die Informationsübertragung schneller Digitalsignale auf Leitungen und Stripline-Anordnungen. Neu, Transistorgehäuseformen. Nun aber Schluß. Fest steht, das hat es in so prägnanter und übersichtlicher Form in der Elektronikliteratur noch nicht gegeben. Wiederum ein Pluspunkt für die Beliebtheit des Großen Werkbuches Elektronik.

Wer braucht so ein ausgereiftes umfangreiches Werkbuch Elektronik? Eigentlich jeder, der von der Elektronik beruflich, technisch oder im Hobby-Bereich berührt wird. Das ist zweifellos ein Allgemeinplatz, aber er ist treffend. Jeder gehobene Elektronik-Praktiker sollte mit dieser vierten Auflage arbeiten. Für Fernmeldetechniker und junge Elektroniker mit Fachschul-/Fachhochschulausbildung ist das Werkbuch der Wegweiser in die tägliche Praxis. Bibliotheken, Büchereien, Werkbüchereien sollten den gekürzten Etat vergessen und zugreifen. Hobby-Elektroniker werden dankbar zu dem Bard greifen. Vor allem aber jene Techniker aller Sparten, die in vielen kleinen und mittleren Firmen ohne „Elektronik-Aushängeschild“ schnell mal was erfinden müssen; sie brauchen nicht mehr zu fragen, zu telefonieren, suchen, probieren. Im Werkbuch finden sie alles beieinander. Fazit: Jeder Elektroniker der „up to date“ sein will benötigt diese Neuauflage.

ZEITSCHRIFTEN

Erdkreis. 33. Jahrgang. Heft 8, August 1983. Einzelheft 3,80 DM, Abonnement im Vierteljahr 9 DM, zusätzlich Zustellgebühr. Echter-Verlag, Würzburg.

Inhalt: Hans Dieter Schmidt / Ein deutsches Sommermärchen - Friedrich Schnack / Der Falter der Azteken - Willern Enzinck / Pariser Momentaufnahmen - Friedrich Schnack / Untergang der

Wildschwäne - Alfons Bungert / Als die Flagge eingeholt wurde - Hans Christian Andersen / Tölpelhans - Max Rössler / Kartoffeln und Amselied.

Kosmos. 78. Jahrgang. Heft 8/1983. Einzelheft 4,80 DM, Jahresabonnement (mit 4 Buchbeigaben) 57,60 DM. Die Zeitschrift der Kosmos-Gemeinschaft der Naturfreunde, Franck'sche Verlagshandlung Stuttgart.

Der Kosmos ist aktuell, lebendig und jedermann verständlich, berichtet regelmäßig aus den Gebieten der Biologie, Länder- und Völkerkunde, Vor- und Frühgeschichte. Jedes Heft ist reich illustriert. Durch Bestellung eines Jahresabonnements kann jeder Mitglied des „Kosmos“ werden. Die Lieferung der jeweils neuen Bände der „Kosmos-Bibliothek“ ist für Mitglieder im Abonnement eingeschlossen.

BEI ÄNDERUNG

1) des Namens 2) der Adresse

möchten wir die betreffenden Abonnenten freundlich bitten, uns rechtzeitig die alte und die neue Adresse mitzuteilen. Besten Dank.

MITTEILUNG

Wir können evtl. Interessenten den ganzen Jahrgang 1982 mit mehreren Sonderheften der schönsten Gemeinden Luxemburgs als Kunsteinband zum Preis von 600 Franken liefern.

Bestellungen sind zu richten an den Verlag „Heimat und Mission“ in Clairefontaine.

TAUFGABEN

Bigonville: 3 Taufgaben; **Beyren:** 2 Taufgaben.

FÜR DIE MISSIONEN

Michelbuch: 2000; **Heffingen:** 600; **Esch/Alzette:** 900, 100; **Lamadelaïne:** 600; **Luxemburg-Belair:** 5000, 5000, 1600, 500; **Bettemburg:** 500; **Wormeldingen:** 1000; **Ospern:** 1650; **Eischen:** 850; **Insenborn:** 1000; **Colmar-Berg:** 300; **Kayl:** 1000; **Gostingen:** 1000; **Anonyme:** 1000 F.

BROT FÜR DIE MISSIONARE

Gostingen: 500; **Vianden:** 1000, 600; **Clerf:** 1000; **Ettelbrück:** 2000; **Luxemburg-Belair:** 500; **Strassen:** 500; **Petingen:** 1000 F.

FÜR LEPRAKRANKE

Diekirch: 2000; **Lamadelaïne:** 600; **Insenborn:** 1000; **Anonyme:** 15000 F.

FÜR PRIESTERBERUFE

Remich: 5000, 5000, 4500; **Müllendorf (E.A.):** 4500; **Steinfurt:** 4500, 4500; **Remerschen:** 300; **Böwigen/Attert:** 15000; **Schoos:** 15000; **Luxemburg-Belair:** 2000; **Luxemburg-Bonne-weg:** 4500, 4500; **Küntzig:** 4000; **Insenborn:** 1000; **Eppeldorf:** 45000; **Luxemburg:** 70000; **Syren:** 1000; **Anonyme:** 500, 315000; **Livingen:** 1000 F.

Wir gedenken unserer Verstorbenen

Beaufort: Nic. Dostert; **Bofferdange:** M. l'abbé Victor Francq; **Born:** Mlle Anne Rosen; **Brouch/Mersch:** Mme Catherine Bausch-Colbach; **Cruchten:** Jacques Mangen; **Diekirch:** Mme Anne Bastendorff-Kap; **Eischen:** Mme Vve Jean Robinet-Steffen; **Esch/Alzette:** Nicolas Robert-Sand, Léon Loos-Hosch, Mme Molitor-Lies; **Ettelbruck:** Mlle Maria Hamen; **Grevenmacher:** Mme Claire Befort-Welsch; **Hautcharage:** Mme A. Hansen-Seyler; **Luxembourg:** Mlle Thérèse Adam, Dr Félix Worré; **Moersdorf/Mersch:** Mme Justine Damjé-Fourmann; **Munshausen:** Mme Marie Koepp-Heinen; **Noerdange:** Henri Müller-Gaasch; **Pétange:** Annetty Fennic; **Rospport:** Mme Pierre Reinert-Schmit; **Schiffange:** Mme Mathilde Gillen-Schroeder; **Stolzembourg:** Mme Lucie Biewer-Mirkes; **Troisvierges:** Mlle Mathilde Theis; **Vianden:** Mme Anna Steil-Schaul; **Wasserbillig:** Charles Tintinger-Kimmel.

Liste abgeschlossen am 12. September 1983. Fortsetzung im nächsten Heft. Wir können nur die Namen der Verstorbenen in die Gedenktafel aufnehmen, die uns von den Angehörigen mitgeteilt werden.

Noch lieferbare Hefte

Hefte folgender Themen sind noch lieferbar:

Autorität – Ehrfurcht vor dem Leben – Dein Körper – Eigentum – Wahrheit – Ordensberuf – Berufswahl – Sozialberufe – Lehrberufe – Massenmedien – Altern – Krankheit und Leid – Der Friede – Die Weltreligionen – Flüchtlingsproblem – Hunger in der Welt – Jugend und Kontestation – Die überforderte Frau – Entwicklungsländer – Die Geburt – Die Zeit – Das Leben – Die alleinstehende Frau – Schicksal behinderter Menschen – Umweltschutz – Schönes Luxemburg – Pause – Hände, die reden – Kriminalität – Die Presse – Spiritismus – Das „Dritte Alter“ – Die Fremdarbeiter – Tierwelt im Kleinen – Reisen, früher und heute – Soziale Sicherheit – Geld – Junge Kirche in Zaire – Die Sprache – Vögel – Tiere – Heilkräuter und Heilpflanzen – Das Gespräch – Schlaf des Menschen – Das Geschäft mit der Gesundheit – Freude – Dienst am Nächsten – Kamerun – Priesterberuf heute – Der spielende Mensch – Die Schöpfung vollenden – Danken mit Blumen – Ehepartner – Sonntag – Indonesien – Weihnachten – Weltbevölkerung – Buchdruckerkunst – Beten – Weinbau und Winzerprobleme – Allerheiligen – Bauen und Wohnen – Auf dem Weg zum Ich – Ernährung – Küche und Hausfrau –

Gesundheit und Hygiene – Landwirtschaft – Freizeit-Entspannung – 50 Jahre „Heimat und Mission“ – Im Land der roten Erde – Im Tal der sieben Schlösser – Luxemburg – Das Ösling – Die Sauer – Mamer – Das Heilige Land – Junglinster – 100 Jahre Herz-Jesu-Priester – Simmern – Redingen/Attert – Beckerich – Mondorf – Rosport – Dalheim – Steinheim/Untersauer – Altwies, Ellingen, Elvingen, Mondorf – Rindschleiden I – Rindschleiden II – Consdorf/Berdorf – Die Trinkwasserversorgung in Luxemburg – Koerich – Bech-Kleinmacher – St. Benedikt, Patron Europas – Benediktiner in Luxemburg – Der Helzinger Schnitzaltar – Helzingen/Hoffelt/Weiler – Holler – Binsfeld/Holler/Breidfeld – Wormeldingen – Roth a. d. Our – Trinitarierkirche Vianden – Der Kreuzgang in Vianden – Pfarrkirche in Steinsel – St. Lukas / Patron der Ärzte – Lauterborn – Rümelingen – Eppeldorf – Schloß Bourscheid – Reckingen/Mess/Ehlingen / Roedgen / Pissingen – Vianden (Nikolauskirche, Neukirche) – Das historische Vianden – Frisingen – Weiswampach – Sandweiler – Troisvierges 1 – Troisvierges 2 – Hautcharage – Heffingen 1 – Heffingen 2

Preis pro Heft 40 F. Zu beziehen durch den Verlag „Heimat und Mission“, Clairefontaine (Eischen).

Heimat + Mission

57. Jahrgang Oktober 1983

Herausgeber: die Herz-Jesu-Priester von Clairefontaine

Redaktion und Layout: Pierre Hilden

Administration: P. Albert Huberty

Anschrift für Verlag und Redaktion:

Heimat und Mission
L-8465 Clairefontaine (Eischen)
Luxemburg

Druck: Sankt-Paulus-Druckerei, A.G.
Luxemburg

Farblithos: repro 55, Trier

Erscheinungsweise: 8mal jährlich und 1 Kalender

Jahresabonnement für Luxemburg und Belgien 300 F, für Frankreich 40 FF, für Deutschland 20 DM

Telefon-Nummern

22 02 81 oder 22 04 65 oder 22 06 01

Vorwahl: aus Luxemburg 08

aus Belgien 063

aus Deutschland 00 32 63

Überweisungen an

ÉCOLE APOSTOLIQUE

CLAIREFONTAINE

Postscheckkonten:

13759-82 Luxemburg

oder

000-0095589-44 Brüssel

Mit kirchlicher Empfehlung

Copyright HEIMAT UND MISSION

BÜCHER die wir empfehlen

TECHNIK

Das elektronische Stellwerk. Planen, Schalten und Betrieb eines vollelektronischen Modell-Bahn-Stellwerks. Von Hans-Helmut Müller. 224 Seiten, 98 Abbildungen. Lwstrgeb. mit Schutzumschlag. DM 38.-. ISBN 3-7723-7201-5. Franzis-Verlag, München.

Modelleisenbahner sind Perfektionisten. Das müssen sie auch sein, denn selbst sie haben auch nur zwei Hände. Manchmal vier, wenn der Filius mitsteuert, aber da spielen oft geheime Ängste mit, daß er durch einen Zusammenstoß etwas beschädigen könnte.

Also müssen in die Anlage Sicherungen eingebaut werden, wie beim großen Vorbild. Das wichtigste ist ein vollelektronisches Stellwerk-Thema dieses Buches. Über ein Stellwerk werden Fahrstraßen zusammengestellt, Signale und Weichen betätigt, die Flanken der Fahrstraße geschützt.

Das liest sich einfach, ist aber auch in Modelleisenbahnanlagen nur mit einigem Denk- und Materialaufwand zu verwirklichen, sind doch viele Weichen zu berücksichtigen und mehrere Züge, die zudem noch in unterschiedlichen Richtungen fahren. Und schließlich muß die Elektronik erkennen, wo die Züge gerade sind und was sie tun. Das ist besonders in sogenannten Schattenbahnhöfen wichtig, in die selbst der Betreiber nicht hineinsehen kann.

Da sind also viele Fakten zu berücksichtigen und miteinander zu kombinieren, um richtige Ergebnisse zu erhalten. Nicht zuletzt muß die Elektronik flexibel genug sein, um sich an möglichst viele der immer individuellen Modelleisenbahnanlagen anzupassen.

Derartige Substanz macht das Buch für jeden Modelleisenbahner lesenswert, selbst wenn er das vollelektronische Stellwerk nicht gleich verwirklichen will oder kann. Ist doch nichts reizvoller, als das gedankliche Spiel mit der Materie, das eigene Planen und Lösen der damit zusammenhängenden Probleme. Das allein schon lohnt die Anschaffung.

Modelleisenbahn-Elektronik von Anfang an.

Eine leichtverständliche Einführung in die Modelleisenbahnelektronik bis zum perfekten Zugbetrieb. Von Bruno Heller. 456 Seiten, 420 Abbildungen und 16 Farbtafeln. Lwstrgeb. mit Schutzumschlag. Subskriptionspreis (Bis 31.12.83) DM 58.--. Ab 1.1.84 endgültiger Preis DM 68.--. ISBN 3-7723-7131-0. Franzis-Verlag, München.

Modelleisenbahner sind von Beruf Ärzte, Architekten, Feinmechaniker, selten aber Elektroniker. Für diese Nichtelektroniker ist das Buch geschrieben worden. Es beginnt mit einer sehr populären, präzisen Einführung in die Elektronik, dazu gehört Bauteilekunde und richtiges Löten.

Mit vielen Schaltungen gut beraten, kann auch ein Anfänger seine Gleich- und Wechselstrom-Modelleisenbahnanlage elektronisieren, mit Weichen-, Fahrstraßen- und Signalschaltungen, mit Blockstreckensicherungen und mit Fahrpulten bis hin zu Mehrzugsystemen. Auch der Computer wird angesprochen.

Der Autor geht dabei behutsam vor. Er weiß, was er von dem Modellbahner erwarten kann, er will aus ihm keinen perfekten Elektroniker machen. Er soll jedoch an die Anlage kommen, die er sich wünscht.

Wie von Geisterhand gesteuert, fahren mit ihnen die Züge langsam an und rollen langsam aus, sind auch beim Bahnhofshalt beleuchtet, bleiben vor besetzten Blockstellen stehen, Diesellokomotiven pfeifen, Signale und Weichen stellen sich selbständig um und verriegeln nichtzulässige Fahrstraßen, Warnblinker stoppen Modellautos; kurz, der Modellbahnbetrieb kann automatisiert werden, ohne den Spielwert zu schmälern. Denn immer bleibt der Anlagenbetreiber am Fahrpult, aber die Überwachungsaufgaben nimmt ihm die Elektronik ab, wie beim Vorbild.

Das große Vorbild, die Eisenbahnen in aller Welt, hat die Modellbahner von jeher inspiriert. Mit diesem Buch sind sie in der Lage, modernste Eisenbahntechnik vom Thyristor bis hin zum Computer nachzuvollziehen. Allein schon der Lerneffekt lohnt den Kauf des populär geschriebenen, erfreulich ausführlichen, gut ausgestatteten und reichhaltig bebilderten Werks.

Inhalt

Schönheit und Würde der Arbeit. P. Hilden	194
Das Differdinger Hüttenwerk in Geschichte und Gegenwart. Norbert Thill	196
Zur Erinnerung. Norbert Thill	203
Schloß Differdingen. Norbert Thill	206
Die Kirche Luxemburgs in ihrem Werden, Wachsen und Wirken. Jean Malget	211
Der praktische Rat des Hausarztes. Dr. G. E.	213
Interview de Mgr Pierre Tchouanga. P. T.	214
Bericht aus Südafrika. P. Hilden	218
Pater Alfred Lulling †	221
Rätsel	221
Bücher, die wir empfehlen	222

Letzte Deckelseite: Eindrucksvolle Herbstaufnahme vom Schloß Differdingen, durch die Farbenpracht der Blätter in ein prunkvolles Gewand gehüllt.

